

Kolloquium 2009

Beiträge Bamberger Nachwuchswissenschaftlerinnen

Herausgegeben von
Ada Raev, Margarete Wagner-Braun, Mirjam Schambeck



UNIVERSITY OF
BAMBERG
PRESS

Forschende Frauen in Bamberg

Band 2

Forschende Frauen in Bamberg

hrsg. von den Universitätsfrauenbeauftragten

Band 2



University of Bamberg Press 2009

Kolloquium 2009

Beiträge Bamberger Nachwuchswissenschaftlerinnen

hrsg. von Margarete Wagner-Braun, Ada Raev,
Mirjam Schambeck



University of Bamberg Press 2009

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.ddb.de/> abrufbar

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden.

Herstellung und Druck: Digital Print Group, Nürnberg
Umschlaggestaltung: Dezernat Kommunikation und Alumni

© University of Bamberg Press Bamberg 2009
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 1867-4852
ISBN: 978-3-923507-53-5 (Druckausgabe)
eISBN 978-3-923507-62-7 (Online-Ausgabe)
URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus-2161

Inhalt

Vorwort

Sarah Hoffmann

Wer A sagt, muss auch B sagen: Sprichwörter in der
Argumentation.....9

Kerstin Riedelbauch

Transformationale Führung und Selbstdarstellung
im Fokus der Führungskräfteentwicklung:
Konzeption und Evaluation eines Coachingansatzes.....25

Lina Hörl

*Worin eigentlich die Wirkungen des Großen und
Kleinen Bürgerrechts bestehen?* Das Bamberger
Bürgerrecht im 17. und 18. Jahrhundert.....63

Susan Brähler

Retour au pays pas natal: Das Rückkehrmotiv
im Migrationsroman der karibischen Diaspora.....97

Sigrid Piaschinski

Die Transformation des nationalen Bildungsfeldes
vor dem Hintergrund der Neustrukturierung
des internationalen Bildungsraums – PISA und
seine Folgen.....125

Vorwort

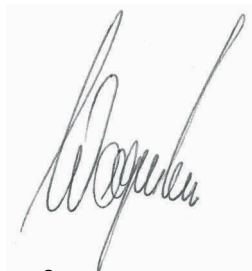
An der Otto-Friedrich-Universität Bamberg gedeiht eine bunte Forschungslandschaft. In den unterschiedlichsten Disziplinen zeigen *forschende* Frauen als so genannte Nachwuchswissenschaftlerinnen Engagement, Tatkraft und Profil. Diese Lebendigkeit und Vielfalt sichtbar zu machen, ist uns ein wichtiges Anliegen. Denn die eigenen Themen in der Öffentlichkeit bekannt machen zu können, macht Mut und schafft Anerkennung – den bereits *forschenden* Frauen und denen, die sich vielleicht anstecken lassen und ihre Möglichkeiten in der Forschung künftig nutzen.

Die Buchreihe „*Forschende Frauen in Bamberg*“ begleitet das gleichnamige Forschungskolloquium der Frauenbeauftragten der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, das im Sommer 2009 zum zweiten Mal stattfand und sich sowohl unter den Wissenschaftlerinnen, als auch in der Öffentlichkeit, wachsender Beliebtheit erfreut. Das liegt auch daran, dass es jungen Wissenschaftlerinnen neben der Gelegenheit, ihre Forschungsprojekte in der Universität unter Beteiligung der Öffentlichkeit vorzustellen und Vortragspraxis zu sammeln, auch die Möglichkeit bietet, sich zu vernetzen und die Vorträge zu veröffentlichen.

Als Universitätsfrauenbeauftragte der Universität Bamberg sehen wir es als eine unserer wichtigsten Aufgaben, Frauen in der Wissenschaft zu begleiten und zu fördern. Gerade in der Phase der Promotion, in der sich alle Teilnehmerinnen des Kolloquiums 2009 befinden, ist es wichtig, Erfahrungen in der Präsentation der eigenen Themen zu sammeln, fachliche Impulse zu geben und mitzunehmen und Beiträge zu publizieren. Dies ermöglichen wir durch das Kolloquium *Forschende Frauen*. Der vorliegende zweite Band unserer Reihe zeigt dabei nicht nur auf, wie breit gefächert, innovativ und aktuell die Themen sind, zu denen Frauen an der Otto-Friedrich-Universität forschen, er dokumentiert vor allem auch die Originalität und hohe Qualität dieser Forschungen. Dieser Band beinhaltet hoch interessante Beiträge zur Verwendung von Sprichwörtern in der Argumentation (Hoffmann), zu einer Untersu-

chung über transformationale Führung und Selbstdarstellung von Führungskräften (Riedelbauch), zum Bamberger Bürgerrecht im 17. und 18. Jahrhundert (Hörl) sowie zur Rückkehrthematik im Migrationsroman anglophoner und frankophoner Autorinnen der karibischen Diaspora (Brähler) und zur Transformation des nationalen Bildungsfeldes als Folge von PISA (Piaschinski). So breit gefächert die Themen sind, so unterschiedlich sind auch die Fächerkulturen. Bewusst haben wir deshalb auf eine einheitliche Zitierweise verzichtet und jeder Autorin die Freiheit gelassen, die in ihrem Fach gängige Zitierweise anzuwenden.

Forschende Frauen an der Universität Bamberg sind auch forsche Frauen, Frauen, die ihren Weg in die Wissenschaft gehen und die wir ein Stück weit dabei begleiten. Wir wünschen allen Wissenschaftlerinnen viel Kraft, Ausdauer und Erfolg für den weiteren Weg in der Forschung und Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, eine abwechslungsreiche und spannende Lektüre.



Prof. Dr. Margarete Wagner-Braun,
Universitätsfrauenbeauftragte



Prof. Dr. Ada Raev,
Universitätsfrauenbeauftragte



Prof. Dr. Mirjam Schambeck sf,
stellvertretende Universitätsfrauenbeauftragte

Wer A sagt, muss auch B sagen – Sprichwörter in der Argumentation

von Dipl.-Germ. Sarah Hoffmann

Einleitung

Dass Sprichwörter in der Kommunikation in argumentativer Funktion gebraucht werden können, ist unter Rhetorikern und Sprachwissenschaftlern gleichermaßen anerkannt. Aristoteles behandelt Sprichwörter in seiner Rhetorik unter dem Begriff der ‚Gnomen‘, die er zwar für intellektuell wenig ansprechend, aber argumentativ für durchaus hilfreich hält:

Eine große, wenngleich nur eine Hilfe für Reden sind Gnomen, allerdings vor allem wegen der Beeinflussbarkeit der Zuhörer. Sie freuen sich nämlich, wenn jemand in allgemeinen Ausführungen Ansichten berührt, die diese zu einem speziellen Einzelfall haben. (Aristoteles, Krapinger 2007, S. 127–128)

Spruchwörter sind für Aristoteles vor allem Mittel der Persuasion eines ungebildeten Publikums, auf ihren inhaltlichen Wert als Argumente geht er nicht ein. Den Hauptvorteil in der Verwendung von Sprichwörtern sieht Aristoteles in ihrem ethischen Wert, da Gnomen, „wenn sie ethisch wertvoll sind, auch den, der sie ausspricht, als Mann von wertvollem Charakter erscheinen lassen“ (Aristoteles, Krapinger 2007, S. 128).

Unabhängig von der Bewertung sprichwörtlichen Argumentierens wird die Bedeutung der argumentativen Funktion von Sprichwörtern für die Gegenwartssprache meist wesentlich geringer eingeschätzt, es wird von einem Funktionswandel des Sprichworts hin zum rhetorisch-humoristischen Mittel der Gesprächsführung gesprochen (vgl. Burger et al. 1982, S. 136). Diese Einschätzung resultiert zum Teil aus dem Boom spielerischer Sprichwortabwandlungen wie *Wer im Steinhaus sitzt, soll nicht mit Gläsern werfen* sowie sogenannter Anti-Spruchwörter, die eine

bewusste Distanzierung gegenüber der ursprünglichen Sprichwortweisheit zum Ziel haben, wie *Wer A sagt, muss nicht B sagen*.

Des Weiteren wird der argumentative Wert des Sprichworts vor allem auf seinen Status als Allgemeinwissen, als anerkannte und unangreifbare Weisheit zurückgeführt. Besonders die Anti-Sprichwörter zeigen, dass diese Unangreifbarkeit sprichwörtlicher All-Aussagen heute weniger Bestand hat.

Trotz dieser Tendenzen kann keineswegs gesagt werden, dass die ursprünglichen Formen der Sprichwörter ihre Attraktivität für Sprecher vollkommen eingebüßt hätten. Empirische Untersuchungen haben gezeigt, dass Sprecher des Deutschen weiterhin einer Vielzahl von Sprichwörtern mächtig sind und diese auch in der Kommunikation einsetzen (vgl. Mieder 1992, S. 116).

Was die Untersuchung von Sprichwörtern im Kontext der Argumentation so reizvoll macht, ist, dass viele Sprichwörter aufgrund ihrer Form als All-Sätze wie geschaffen sind, um an die Stelle der Schlussregel einer Argumentation zu treten. Vereinfacht dargestellt übernimmt die Schlussregel im Schema $A \rightarrow B$ die Rolle des Pfeils, einer Regel, aufgrund derer sich von A auf B schließen lässt. So lässt sich aus *Wer A sagt, muss auch B sagen* schließen, dass jemand, der A gesagt hat, auch B sagen muss. In der konkreten Kommunikationssituation kann ein Sprecher das Sprichwort beispielsweise verwenden, um seinen (impliziten) Standpunkt zu begründen, dass sein Gesprächspartner seiner Ansicht nach aufgrund einer vorhergehenden Handlung zu einer weiteren, einer Folgehandlung verpflichtet ist.

Eines der zentralen Themen der gegenwärtigen Argumentationstheorie ist es, abstrakte Schemata solcher Schlussregeln zu formulieren, wie wir sie im Alltag benutzen (vgl. z. B. Kienpointner 1992). Diesem Vorhaben geht die Einsicht voraus, dass sich die alltäglichen Schluss schemata, nach denen wir argumentieren, nicht hinreichend mit den Mitteln der formalen Logik beschreiben lassen.

Anknüpfend an die klassische aristotelische Darstellung verschiedener in der Argumentation anwendbarer *topoi* hat Wirrer (2007) einen Versuch unternommen, verschiedene Sprichwörter des Deutschen solchen allgemeinen Schluss schemata zuzuordnen. Ließe sich zeigen, dass zahl-

reiche Sprichwörter konkrete Formulierungen solcher abstrakter Schemata sind, wäre ein weiterer wichtiger Schritt zur Erklärung ihres argumentativen Werts getan.

Im Folgenden sollen die bereits angedeuteten Forschungsansätze zur argumentativen Funktion von Sprichwörtern genauer betrachtet werden, um anschließend Perspektiven für die Weiterarbeit aufzuzeigen.

Spruchwörter als Autoritätsargumente

Wenn Sprichwörter argumentativ gebraucht werden, stellt sich die Frage, woher sie ihre Überzeugungskraft beziehen. Eine Möglichkeit, dies zu erklären, ist, bei der Argumentation mit Sprichwörtern die Berufung auf die Autorität der Allgemeinheit als zentrale Begründung für ihre überzeugende Wirkung zu sehen. Hinter jeder durch ein Sprichwort zum Ausdruck gebrachten Schlussregel stünde demnach ein *argumentum ad verecundiam*, das die Gültigkeit des sprichwörtlichen Schlusschemas stützt.

Neben einem Autoritätstopos, der seine argumentative Kraft zuvörderst einer prominenten Autorenschaft verdankt, gibt es einen Autoritätstopos der Quelle - darunter sind z. B. alle biblischen Zitate zu subsumieren - und einen Autoritätstopos der Gattung. Diesem unterliegen im Prinzip sämtliche Sprichwörter, sofern dieselben von ihren Benutzern der stereotypen Vorstellung gemäß als Ausdruck der sog. Volksweisheit o. ä. aufgefaßt werden. (Wirrer 1999, S. 431)

Eine derartige argumentative Verwendung von Sprichwörtern, bei der sich Sprecher auf die Autorität und damit Unumstößlichkeit der sprichwörtlichen Regel berufen konnten, dominiert bis ins 17. Jahrhundert. Sprichwörter finden sich häufig im Zusammenhang mit Benimm- oder Erziehungsliteratur, sie werden zum Moralisieren und Ratschläge Erteilen verwendet. Auch in den beiden darauffolgenden Jahrhunderten bleibt der Gültigkeitsanspruch sprichwörtlicher Weisheiten lange Zeit erhalten, was zum großen Teil der Aufwertung des Volkstümlichen im Zuge der Romantik zu verdanken ist (vgl. Beckmann, König 1993, S. 179). Es folgten zahlreiche Publikationen, in denen die Sprichwörter eines Volkes als Ausdruck seiner innersten Seele zur Charakterisierung

ganzer Nationen herangezogen wurden (vgl. z. B. Kradolfer 1877). Im Zuge der Aufklärung erfolgte jedoch eine Abwertung stereotypen Sprechens überhaupt, und auch die Sprichwörter mussten einen Teil ihrer Autorität einbüßen: Wer in Floskeln sprach, setzte sich dem Verdacht der geistigen Unselbständigkeit, der Phrasendrescherei aus, die Berufung auf Sprichwörter war ein Zeichen der Hilflosigkeit, wenn einem die richtigen Argumente ausgingen.

An diesen Wandel knüpfen auch diejenigen gegenwartssprachlichen Einschätzungen an, die im gegenwärtigen Funktionswandel des Sprichworts vor allem den Verlust seiner argumentativen Funktion sehen.

Wenn Sprichwörter auch heute noch erfolgreich in der Argumentation eingesetzt werden, dürfte das darauf zurückzuführen sein, dass (i) die skeptische Haltung gegenüber dem Sprichwort sich noch nicht auf die sprachlichen Routinen ausgewirkt hat und dass (ii) ein Teil ihres strategischen Werts erhalten bleibt, solange die Frage nach ihrem Wahrheitswert zumindest noch umstritten ist. (Beckmann, König 1993, S. 181)

Auf die per se gegebene Autorität des Sprichworts kann sich ein Sprecher nicht mehr verlassen, Sprichwörter sind hinterfragbar geworden, durch ihre Formelhaftigkeit fordern sie ein kritisches Beäugen geradezu heraus – auch wenn das Thematisieren des Sprichwortinhalts in der konkreten Kommunikationssituation durchaus problematisch ist (vgl. Beckmann 1991, S. 90).

Es scheint insofern berechtigt, festzustellen, dass die Gültigkeit des Sprichworts in der Argumentation allein durch die implizite Bezugnahme auf die Autorität der Allgemeinheit nicht mehr gewährleistet ist. Demnach bleibt zu klären, welche anderen Begründungen der Plausibilität von Sprichwörtern möglich sind – oder pessimistischer formuliert: Warum „die Frage nach ihrem Wahrheitswert zumindest noch umstritten ist.“

Spruchwörter als *topoi*

1981 machten Goodwin & Wenzel (1981) in ihrem Aufsatz „Proverbs and Practical Reasoning“ erstmals den Versuch, für den anglo-amerikanischen Sprachraum einen Zusammenhang zwischen den aus Dialektik und Argumentationstheorie bekannten *topoi* der Alltagsargumentation und den in Sprichwörtern enthaltenen Schlussregeln herzustellen. Interessanterweise fanden sich zahlreiche Sprichwörter, deren Inhalt entweder eine Konkretisierung eines allgemeinen Schlusschemas oder eine Warnung vor mit diesem Schema verbundenen Trugschlüssen zu sein schien.

So kann das Sprichwort *Don't judge a book by its cover* als Warnung vor einer trugschlüssigen Anwendung des von Walton (vgl. Walton 1996, Walton et al. 2008) als *argument from sign* benannten Argumentationschemas, bei dem von einem Symptom oder einer Eigenschaft auf das Ganze verallgemeinert wird, gedeutet werden. *A man is known for the company he keeps* repräsentiert hingegen eine konkrete Anwendung des Schemas selbst.

Wirrer (Wirrer 2007) hat eine solche Verbindung zwischen abstrakten Argumentationsschemata und Sprichwörtern auch an einigen deutschsprachigen Beispielen belegt: *Übung macht den Meister* ordnet er beispielsweise den kausalen Argumentationsschemata zu, während *Wo gehobelt wird, da fallen Späne* für ihn zum *topos* der Konsequenz gehört.

Eine systematische Untersuchung einer umfassenden Menge deutscher Sprichwörter steht bisher noch aus. Die Perspektive, die sich aus einer Verbindung allgemeiner Argumentationsschemata und Sprichwörtern ergibt, ist dabei in vielerlei Hinsicht interessant: Erstens wäre zu überprüfen, ob Sprichwörter stets nur konkrete inhaltliche Anwendungen bestimmter abstrakter *topoi*, sogenannte Inhaltstopoi – sind, oder ob nicht insbesondere die metaphorischen Sprichwörter in ihrer Bedeutung so allgemein sind, dass sie sogar als gleichermaßen abstrakte, sprachspielerische Verwirklichung bestimmter Schlusschemas gelten können.

Zweitens wäre es lohnenswert, sich den Grad und die Art der Konkretisierung vieler Sprichwörter anzuschauen: Dabei fällt auf, dass Sprich-

wörter in ihrer Verwendung zwar kontextbezogen sind, sie sich aber systematisch auf bestimmte wiederkehrende Problemsituationen beziehen, für die sie jeweils eine Entscheidungshilfe bieten. Diese Funktion von Sprichwörtern hat der russische Parömiologe Grigorij Permjakov als *modelling function* von Sprichwörtern beschrieben:

Its essence lies in the fact that a paremia possessing this function provides a verbal (or thought) model (scheme) of some real-life (or logical) situation. (Permjakov 1984, S. 257)

Diese Modelle für einzelne Sprichwörter zu analysieren und auf einer möglichst abstrakten Ebene zu explizieren, wäre auch aus argumentationstheoretischer Sicht interessant: Die Situationen, die in Sprichwörtern festgehalten werden, sind typischerweise solche, wie sie auch für den Bereich des *practical reasoning* – des praktischen Argumentierens – von zentraler Bedeutung sind. Nämlich alltägliche Situationen, in denen auf der Basis begrenzter Informationen innerhalb eines überschaubaren Zeitfensters Entscheidungen getroffen werden müssen. Man differenziert hier nicht wie in der Logik zwischen wahren und unwahren Entscheidungen, sondern zwischen richtigen und falschen, wobei diese zusätzlich nur situationsbezogen – also kontextabhängig – zu beurteilen sind. In solchen Situationen kommen sogenannte Präsumptionsregeln zum Tragen, bestimmte Vorannahmen oder revidierbare Schlussregeln, die unter normalen Bedingungen angewendet werden können, für deren Gültigkeit es für den individuellen Fall jedoch keine Garantien gibt (vgl. Ullmann-Margalit 1983). Solche präsumtiven Schlussregeln sind eben auch die *topoi* der Alltagsargumentation, und viele Sprichwörter stellen im Grunde Präsumptionsregeln für spezifische Modellsituationen bereit.

Insofern könnte eine Analyse, welche Sprichwörter in einer Gesellschaft besonders häufig verwendet werden, mitunter Aufschluss über die (Problem-)Situationen geben, mit der sich ihre Mitglieder regelmäßig konfrontiert sehen oder die im aktuellen Diskurs eine besonders prominente Rolle spielen.

Und drittens ist die Rekonstruktion der in Sprichwörtern enthaltenen Schlussregeln nicht zuletzt auch aus linguistischer Sicht interessant, da das mit einem Sprichwort verbundene Argumentationsschema häufig sprachlich nur indirekt zum Ausdruck kommt. Im Fall von *Aller Anfang ist schwer* kann aus der Semantik des All-Satzes nur der deduktive Schluss abgeleitet werden, dass alle Anfänge schwer sind, und wenn man am Anfang einer Sache steht, diese notwendigerweise schwer ist. Hier gehen das Gesagte und das Gemeinte auseinander, die eigentliche Bedeutung des Sprichworts lässt sich nicht aus der wörtlichen Bedeutung allein ableiten. Aus *Aller Anfang ist schwer* lässt sich mehr schließen, nämlich dass der Anfang einer Sache zwar normalerweise – qua *default* – schwer ist, man aber im weiteren Verlauf des Vorhabens mit einer Erleichterung rechnen kann. Andernfalls wäre die Äußerung des Sprichworts in der konkreten Kommunikationssituation irrelevant, sie würde die Maxime der Relevanz verletzen.¹ Ähnlich verhält es sich auch mit dem Sprichwort *Aller guten Dinge sind drei*, das wörtlich verstanden wohl von niemandem als sinnvolle Schlussregel anerkannt würde. Dennoch kommt es in argumentativen Zusammenhängen durchaus vor, nämlich dann, wenn sich für das Festhalten an einem Ziel ausgesprochen wird, bei dessen Verfolgung es bereits zwei Mal Schwierigkeiten gab. Dass die Zahl Drei bei einer derartigen Verwendung noch eine signifikante Rolle in der Argumentation spielt, ist unwahrscheinlich. Vielmehr scheinen sich Sprecher mit dem Sprichwort auf ein allgemeineres Prinzip zu beziehen, dass dem von *Aller Anfang ist schwer* nicht unähnlich ist – geht es doch beide Male um die Weiterverfolgung persönlicher Ziele, um den Zuspruch von Mut und Durchhaltevermögen.

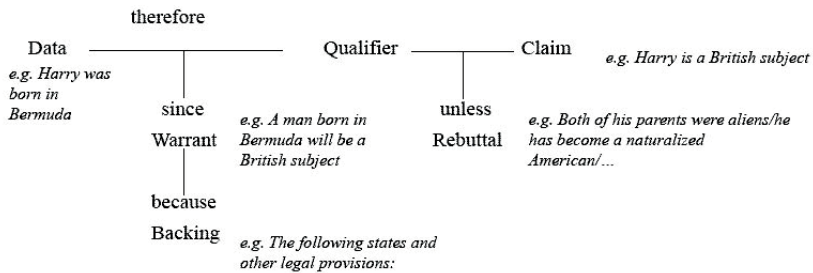
Sprichwörtliche Argumentation im Kontext

Obwohl bereits die Rekonstruktion von Argumentationsschemata und Situationsmodellen in Bezug auf einzelne Sprichwörter nur unter Berücksichtigung konkreter Belege ihrer Verwendung erfolgen kann, kommt der Analyse einzelner Kommunikationssituationen und der

¹ Für eine detaillierte Darstellung pragmatischer Kommunikationsprinzipien und der Funktion der Konversationsmaximen siehe Grice 1993.

Rolle, die Sprichwörter in ihnen spielen, noch eine andere wichtige Bedeutung zu.

So stellt sich die Frage, welche Rolle ein Sprichwort in einer längeren Argumentationssequenz spielt. Tritt es tatsächlich an die Stelle der Schlussregel und trägt so substantiell zur eigentlichen Argumentation bei? Oder ist es in seiner Funktion eher rhetorischer Natur, indem es zur eigentlichen Argumentation nichts Neues hinzufügt, durch seine ansprechende Form oder andere Eigenschaften jedoch die persuasive Wirkung der Sequenz erhöhen soll? Diese Fragen gehen auf eine in der Argumentationstheorie häufig gemachte Unterscheidung zwischen ‚Überreden‘ und ‚Überzeugen‘ zurück, die in der Regel mit einer entsprechenden Trennung von Rhetorik und Dialektik einhergeht. Ziel ersterer ist demnach die bloße Persuasion des Publikums, während letztere einen rationalen Dialog zur kritischen Überprüfung einzelner Standpunkte und Argumente zum Ziel hat (vgl. van Eemeren, Grootendorst 2004). Zur eigentlichen Argumentation tragen im dialektischen Modell nur die Kommunikationsanteile bei, die bei der Rekonstruktion des Schlussfolgerungsprozesses an eine relevante Stelle treten. Der Schlussfolgerungsprozess wird für die Alltagsargumentation nach Toulmin (1958) wie folgt dargestellt:



Die für Sprichwörter üblicherweise angesetzte Funktion ist die des *warrant*, der Schlussregel, aufgrund derer von den *data*, den vorgefundenen Fakten, auf den *claim*, die Schlussfolgerung oder den Standpunkt, geschlossen werden kann. Dass Sprichwörter potentiell an die Stelle dieser Schlussregel treten können, wurde bereits dargestellt.

Ob sie dies tatsächlich tun, oder ob sie nicht nur als rhetorisch eindrucksvolle Meta-Schlussregel eines Arguments fungieren, was inhaltlich auch ohne sie auskommen würde, kann man nur für den Einzelfall mittels Beispielanalysen feststellen. Erst wenn man genügend solcher Analysen zur Grundlage hat, lässt sich vielleicht eine Aussage darüber machen, welche Funktionen Sprichwörtern innerhalb einer argumentativen Sequenz zukommen können.

Zum Abschluss soll nun für das Sprichwort *Ende gut, alles gut* eine Rekonstruktion des in ihm enthaltenen Argumentationsschemas, der mit ihm verbundenen allgemeinen Entscheidungssituation (die in diesem Fall die Frage nach einer Bewertung ist) sowie Beispielanalysen zweier Verwendungen des Sprichworts aus Interviews erfolgen.

Ende gut, alles gut – eine Beispielanalyse

Rein formal ähnelt *Ende gut, alles gut* einem Ganzes-Teil-Schema, wie es sich beispielsweise bei Kienpointner (1992) findet. Entgegen der bei Kienpointner dargestellten Ganzes-Teil-Schemata, die entweder vom Ganzen auf seine Teile oder von der Gesamtheit der Teile auf eine Eigenschaft des Ganzen schließen, handelt es sich bei *Ende gut, alles gut* jedoch um ein Schema, bei dem die Bedeutung eines bestimmten Teils gegenüber dem Ganzen hervorgehoben wird. Ein passendes abstraktes Schema könnte wie folgt aussehen:

Wenn für den (relevantesten) Teil X Wertung R angebracht ist, ist Wertung R auch für das Ganze angebracht.

Wertung R ist für X angebracht.

Also: Wertung R ist auch für das Ganze angebracht.

Dieses Schema zeigt sehr deutlich, dass Alltagsargumentation nicht der Logik allein folgt, sondern komplexe Prozesse der Abwägung und Gewichtung mitunter zu Schlüssen führen, die vor dem Hintergrund dieser Überlegungen rational sein können, ohne dass sie logisch korrekt sind.

Ein alltägliches Beispiel für dieses Verhalten ist das Lottospiel, bei dem die Gewinnchance bei etwa 1:140 Millionen liegt, es also nach den Gesetzen der Logik absolut keinen Sinn machen würde, mitzuspielen. Viele derjenigen, die dies doch tun, werden sich neben dem Spaß und der Spannung, die ihnen die Ziehung der Zahlen beschert, darauf berufen, dass ihr Einsatz und damit ihr möglicher Verlust gemessen an dem potentiellen Gewinn so niedrig ist, dass es sich lohnt, die Chance – so klein sie auch ist – trotzdem wahrzunehmen. Die möglichen negativen Konsequenzen des Verlustes des Spieleinsatzes werden gegenüber den möglichen positiven Konsequenzen eines tatsächlichen Gewinns als zu vernachlässigend empfunden. Das Verhalten erscheint in diesem Licht also nicht zwingend irrational, auch wenn man je nach Häufigkeit des Spielens die sich akkumulierenden Verluste und die bestehende Suchtgefahr zusätzlich in eine kritische Abwägung mit einbeziehen müsste.

Ähnlich ist es bei *Ende gut, alles gut*, wo der positive Ausgang eines Geschehens etwaige negative Vorkommnisse oder Nebeneffekte im Zuge der vorangegangenen Durchführung aufwiegt. Hier liegt eine Gewichtung verschiedener Elemente einer Gesamtmenge vor, die in ihrer Bedeutung für die Bewertung genauso gegeneinander abgewogen werden, wie die Chancen und Risiken des Lottospielens. Es wird nicht einfach von der Bewertung der Teile auf die Bewertung des Ganzen geschlossen, sondern von der Bewertung des relevantesten Teils auf die Bewertung des Ganzen. Inhaltlich verwandt sind hier das Sprichwort *Der Zweck heiligt die Mittel* und das berühmte Zitat Helmut Kohls *Entscheidend ist, was hinten rauskommt*, das sich im Übergangsbereich zwischen Zitat und Sprichwort befindet.

Die Verwendung des Sprichworts bietet sich in Situationen an, in denen eine schwierige, mit Problemen verlaufene Phase doch noch zu einem als positiv zu bewertenden Ende gebracht wurde. In dieser Situation steht die Frage im Raum, ob bei der rückblickenden Auseinandersetzung mit der gesamten Zeitspanne die aufgetretenen Probleme oder schließlich doch der gute Abschluss im Vordergrund der Bewertung stehen sollen. Das Sprichwort misst hier dem „guten Ende“ die größere Bedeutung bei und spricht sich damit gleichzeitig für ein Ruhenlassen der vergangenen Probleme aus. Auch hier wird wieder deutlich, dass die

Erwägungen, vor deren Hintergrund sprichwörtliche Argumentation zustande kommt, vor allem praktischer Natur sind: Wie ließe sich nach Regeln der Logik entscheiden, welche Teilereignisse einer Ereigniskette im Hinblick auf das Ganze die relevanteren sind? Das Sprichwort bietet hier einen Ausweg an, indem es das Gewicht der positiven Jetzt-Situation gegenüber Vergangenem hervorhebt. Dass dies im realen Leben die zukunftssträchtigere Entscheidung ist, leuchtet ein: Ganz im Sinne der Tautologie *Geschehen ist geschehen* treten vergangene Dinge vor gegenwärtigen in den Hintergrund. Die vereinfachte Präsumptionsregel, wie sie im Sprichwort enthalten ist, lautet wie folgt: Wenn das Endergebnis einer Sache positiv zu bewerten ist, verfare so, als ob die ganze Sache positiv zu bewerten sei, es sei denn, du hast ausreichende Gründe einem anderen Teilaspekt als dem Endergebnis eine größere Relevanz beizumessen.

Ende gut, alles gut kann und wird deshalb von den Sprechern in folgenden Beispielen zur Relativierung vergangener Schwierigkeiten und Probleme im Hinblick auf die Bewertung der aktuellen Situation verwendet. So auch in folgendem Ausschnitt aus einem Interview des SZ Magazins mit dem ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß:

SZ Magazin: Trotz Ihres Freispruchs stehen Sie heute vor einem Scherbenhaufen: Der Prozess hat Sie nicht nur in eine schwere Krankheit gestürzt, sondern auch Ihren Beruf und Ihre Ehe gekostet.

Strauß: Der Scherbenhaufen liegt vor mir, daran gibt es keinen Zweifel. Da fällt es manchmal schwer, wieder Mut zum Leben zu fassen. Hinzu kommt, dass ich das Stigma eines psychisch kranken Mannes wohl so schnell nicht mehr loswerde. Ganz wichtig ist jedoch, sich trotzdem nicht als ewiges Opfer zu stilisieren - in dieser Hinsicht habe ich früher einige Fehler begangen. Aber wissen Sie, es hat im 20. Jahrhundert ein paar Leute gegeben, denen der deutsche Staat übler mitgespielt hat als mir: Ich saß keine Sekunde lang im Gefängnis, ich habe zwei tolle Kinder, ich habe Menschen erlebt, die mir sensationell geholfen haben. Deswegen sage ich jetzt trotz aller Einschränkungen und Belastungen: Ende gut, alles gut. (SZ-Magazin, Freitag, 26.09.2008, Seite 26-32)

Thema ist die Frage nach der Bewertung der heutigen Situation Franz Josef Strauß'. Der Interviewer gibt zu bedenken, dass trotz des aus

Strauß' Sicht als positiv zu bewertenden Freispruchs vor Gericht sehr viele Probleme und negative Konsequenzen wie Krankheit und Scheidung Teil der vergangenen Ereignisse sind. In seiner Antwort akzeptiert Strauß diese Bestandsaufnahme und führt zunächst die negativen Folgen des Geschehenen sogar noch aus. Dann aber relativiert er das Gewicht dieser Probleme, indem er ihnen Positives gegenüberstellt. Dieses geschieht einerseits durch einen angedeuteten Vergleich mit anderen, denen es in vergleichbaren Konfliktsituationen mit dem Staat aus Strauß' Sicht schlechter ergangen ist. Zudem folgt eine positive Bestandsaufnahme des Heutigen („zwei tolle Kinder“, „Menschen [...], die mir sensationell geholfen haben“). Daraus folgert Strauß: *Ende gut, alles gut*. Das Sprichwort kommt als Konklusion der vorhergehenden Ausführungen daher, ein Schluss, den Strauß angesichts des Abwägens negativer und positiver Überbleibsel der vergangenen Jahre zieht.

Die kommunikative Funktion des Sprichworts ist jedoch nicht die einer echten Schlussfolgerung auf neues Wissen – das Sprichwort und sein Inhalt sind ja bereits hinlänglich bekannt – sondern es liefert gleichsam am Ende seiner Ausführung ein Modell, das Strauß' positives Fazit erklären soll und für seine Akzeptanz auf der Basis der in ihm enthaltenen Präsumptionsregel wirbt.

Dass das Sprichwort auch sehr gut zur Vermeidung einer kritischen Auseinandersetzung mit vergangenen Ereignissen oder Entscheidungen einer Person oder Gruppe verwendet werden kann, zeigt folgendes Beispiel:

SZ: Nicht so erfolgreich war zuletzt die Suche nach einem neuen Chefredakteur für den Spiegel, als Nachfolger für Stefan Aust. Was ist falsch gelaufen?

Kundrun: Ende gut, alles gut – damit ist der Zustand jetzt wohl treffend beschrieben. Die neue Chefredaktion ist gut gestartet und geht mit viel Elan ans Werk. Damit sind wir als Gesellschafter zufrieden. (Süddeutsche Zeitung, Montag, 14.04.2008, Bayern-Ausgabe, Medienteil, Seite 15)

Dass es in der Ereigniskette, die zur Neubesetzung der Chefredaktion des Spiegel führte, viele negative Vorkommnisse gab, wird als allgemein akzeptierte Prämisse durch den Interviewer eingeführt. Auf die Nachfrage nach einer genaueren Fehleranalyse ist es auch nicht diese Prä-

misse, die Herr Kudrun in seiner Antwort ablehnt, sondern die Relevanz dieser Ereignisse im Hinblick auf die Jetzt-Situation. Indem er das Sprichwort als Beschreibung des aktuellen Zustandes einführt, akzeptiert er einerseits implizit die Existenz vorangegangener Probleme – er überträgt jedoch das im Sprichwort enthaltene Modell mitsamt seiner Schlussregel auf die im Interview thematisierte Referenzsituation und argumentiert dadurch indirekt für eine andere, positive Sichtweise, indem er den Akzent auf einen anderen Teilaspekt legt. Das Sprichwort fungiert hier tatsächlich als alleinige Schlussregel, aus der der Standpunkt Kudruns implizit geschlossen werden kann. Während für den Interviewer aus journalistischen Gründen eine Stellungnahme zu den Problemen des Geschehenen viel relevanter ist, ist für Kudrun in der vorliegenden Kommunikationssituation der positive Ausgang des Ganzen das, was relevant ist, oder zumindest als relevant dargestellt werden soll. Die Sprecher verfolgen unterschiedliche Ziele in ihrer Kommunikation und „Sprichwörter sind sprachliche Strategien, die ganz bewusst in der mündlichen und schriftlichen Kommunikation eingesetzt werden“ (Mieder 2006, S. 18), um diese Ziele zu erreichen.

Zusammenfassung

Die argumentative Funktion von Sprichwörtern zu beschreiben und hinsichtlich ihres argumentativen Werts einzuschätzen, ist nach wie vor eine argumentationstheoretische und linguistische Herausforderung. Insbesondere die systematische Verknüpfung von Sprichwörtern und abstrakten Mustern der Alltagsargumentation verspricht interessante Erkenntnisse über den Status und die Funktionsweise sprichwörtlichen Argumentierens.

Spruchwörter scheinen dabei sprachlich standardisierte Formen des praktischen Argumentierens zu sein, die zwar keine logischen Schlüsse zulassen, sich jedoch in alltäglichen Entscheidungssituationen als Präsumptionsregeln zur Entscheidungsfindung anbieten.

Ob ihre Gültigkeit dabei eher auf ihre Autorität als Gattung, den Rückbezug auf allgemeine psychologische und soziale Prinzipien oder tat-

sächlich auf ihre Verbindung mit abstrakten, anerkannten Mustern der Alltagsargumentation zurückzuführen ist, ist ebenfalls noch offen.

Literatur

- Aristoteles; Krapinger, Gernot (2007): *Rhetorik*. Bibliogr. erg. Ausg. Stuttgart: Reclam (Reclams Universal-Bibliothek, 18006).
- Beckmann, Susanne (1991): "So wie man is, is man". *Zur Funktion von Phraseologismen in argumentativen Zusammenhängen*. In: Feldbusch, Elisabeth (Hg.): *Innovation und Anwendung*. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten, 271), S. 85–91.
- Beckmann, Susanne; König, Peter-Paul (1993): *Sprichwörter und ihre Verwendung im Dialog. Über den Zusammenhang zwischen Bewertung und Funktion*. In: Löffler, Heinrich; Grolimund, Christoph; Gyger, Mathilde (Hg.): *Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung*, Basel 1992. Tübingen: Niemeyer (Beiträge zur Dialogforschung, Bd. 4-5), S. 177–183.
- Burger, Harald; Buhofer, Annelies; Sialm, Ambros (Hg.) (1982): *Handbuch der Phraseologie*. Berlin: de Gruyter.
- Grice, Paul (1993): *Studies in the way of words*. 3. print. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press.
- Goodwin, Paul D.; Wenzel, Joseph W. (1981): *Proverbs and Practical Reasoning: A Study in Socio-Logic*. In: Mieder, Wolfgang; Dundes, Alan (Hg.): *The wisdom of many. Essays on the proverb*. New York, NY: Garland (Garland folklore casebooks, 1), S. 140–160.
- Kienpointner, Manfred (1992): *Alltagslogik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog (Problemata, 126).
- Kradolfer, J. (1877): *Das italienische Sprichwort und seine Beziehungen zum Deutschen*. In: *Zeitschrift für Völkerspsychologie*, Jg. 9, S. 185–271.
- Mieder, Wolfgang (1992): *Sprichwort - Wahrwort!. Studien zur Geschichte, Bedeutung und Funktion deutscher Sprichwörter*. Frankfurt am Main: Lang (Artes populares, 23).
- Mieder, Wolfgang (2006): *"Andere Zeiten, andere Lehren". Sprichwörter zwischen Tradition und Innovation*. Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren (Phraseologie und Parömiologie, 18).

- Permjakov, G. L. (1984): *Text Functions of Paremiias*. In: Grzybek, Peter (Hg.): *Semiotische Studien zum Sprichwort. Simple Forms Reconsidered I. An International Journal of Semiotics, Sonderheft* Nr. 3/4. Tübingen: Günter Narr Verlag, S. 257–262.
- Toulmin, Stephen Edelston (1958): *The uses of argument*. Reprint. Cambridge: Univ. Press.
- Ullmann-Margalit, Edna (1983): *On Presumption*. In: *The Journal Of Philosophy*, Jg. 80, H. No. 3, S. 143 - 163.
- van Eemeren, Frans H; Grootendorst, Rob (2004): *A systematic theory of argumentation. The pragma-dialectical approach*. 1. publ. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Walton, Douglas N (1996): *Argumentation schemes for presumptive reasoning*. Mahwah, N.J: Erlbaum.
- Walton, Douglas N.; Reed, Chris; Macagno, Fabrizio (2008): *Argumentation schemes*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wirrer, Jan (1999): *Phraseologie und Rhetorik*. In: Baur, Rupprecht S.; Chlosta, Christoph; Piirainen, Elisabeth (Hg.): *Wörter in Bildern - Bilder in Wörtern. Beiträge zur Phraseologie und Sprichwortforschung aus dem Westfälischen Arbeitskreis*. Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren (Phraseologie und Parömiologie, 1), S. 421–455.
- Wirrer, Jan (2007): *Phraseme in der Argumentation*. In: Burger, Harald (Hg.): *Phraseologie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung = Phraseologyan international handbook of contemporary research*. Berlin, New York: M. de Gruyter (Handbooks of linguistics and communication science = Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 28.1-28.2), Bd. 1, S. 175–187.

Evaluationsstudie zur Förderung transformationalen Führungsverhaltens durch Gruppenworkshops und Einzelcoachings

von Dipl.-Psych. Kerstin Riedelbauch

1. Einleitung

Bass & Avolio wiesen bereits 1990 darauf hin, dass die anstehenden Veränderungen in der Arbeitswelt Führungskräfte erfordern, welche in der Lage sind, auf kontinuierliche Veränderungen flexibel zu reagieren. Sie führen auf, dass der global agierende europäische Manager mit heterogen zusammengesetzten Arbeitsgruppen konfrontiert sein wird und schnelle Veränderungen eher die Regel als die Ausnahme sein werden. Um die Führungskräfte der Zukunft auf diese Aufgaben vorzubereiten, schlugen Bass & Avolio (1990a) vor, Führungskräfte im Einsatz transformationaler Führung zu fördern, damit diese gemeinsam mit ihren Mitarbeitern innovativ und veränderungsbereit dem „Chaos“ begegnen können. Zusammenfassend stellten die Autoren fest, dass transformationale Führung unbedingt erforderlich ist, wenn Unternehmen den Herausforderungen standhalten wollen, die ab den 90er Jahren auf sie zukommen werden. Was in dieser verkürzten Darstellung der Stellungnahme von Bass und Avolio aus den 90ern vielleicht den Beigeschmack eines vereinfachenden Patentrezepts oder eines zu vermarktenden „Allheilmittels“ hat, stellte sich in den kommenden 15 Jahren als viel versprechender und breit erforschter Führungsansatz heraus:

Gegenwärtig stellt das Konzept der transformationalen Führung in der wissenschaftlichen Literatur den aktuellsten Ansatz dar, zu dem bereits mehr Studien veröffentlicht wurden, als zu allen anderen bekannten Führungstheorien (z.B. normatives Entscheidungsmodell, Weg-Ziel Theorie, Leader-Member Exchange Theorie) zusammen (Peus, 2005, S. 1).

Führungsverhaltensweisen, die einem „transformationalen Führungsstil“ (Bass, 1985) zuzuordnen sind, gelten nicht nur als effektiv hinsichtlich einer gesteigerten Motivation („extra effort“, Bass, 1985) und Leistung von Mitarbeitern, sondern wirken sich auch förderlich auf deren Wohlbefinden und auf die Arbeitszufriedenheit aus. Seitdem erste quantitativ-empirische Ergebnisse von Bass (1985) vorgelegt wurden, erfährt das transformationale Führungsmodell in einer Vielzahl von Studien und auch in Meta-Analysen Bestätigung (in der Übersicht siehe Rathgeber & Jonas, 2003).

In Bezug auf den Forschungsgegenstand „transformationale Führung“ verfolge ich in meiner Doktorarbeit zwei zentrale Zielsetzungen:

(1) Selbstdarstellungstheoretische Interpretation des Führungsansatzes

Die transformationale Führung als „neocharismatischer Führungsansatz“ (vgl. Winkler, 2004) ist eng mit selbstdarstellungstheoretischen Aspekten der Ausgestaltung der Führungsrolle assoziiert, wie z.B. in Gardners & Avolios (1998) dramaturgischem Modell zur Entstehung einer charismatischen Beziehung als Teilaspekt der transformationalen Führung deutlich wird. Ausgehend vom dramaturgischen Modell wird der transformationale Führungsansatz in den Kontext der Selbstdarstellungstheorie eingeordnet und der Zusammenhang transformationalen Führungsverhaltens mit verschiedenen Selbstdarstellungsstilen auf der empirischen Basis einer Fragebogenstudie mit Führungskräften exploriert. Verhaltensweisen transformationaler Führung werden als spezifische Form der „Selbstinterpretation“ (Laux, 1992) der Führungsperson im Rahmen ihrer Position aufgefasst. Der habituelle Einsatz dieses Musters der Selbstinterpretation führt nach dem theoretischen Modell zur Etablierung und Aufrechterhaltung einer transformationalen Führungsidentität als gemeinsame Konstruktion von Führungsperson und Mitarbeitern (vgl. Riedelbauch & Laux, in Vorb.).

(2) Förderung transformationalen Führungsverhaltens in der betrieblichen Praxis

In einer Evaluationsstudie wird überprüft, inwieweit durch Gruppenworkshops und Einzelcoachings der Einsatz transformationaler Verhaltensweisen im Führungsalltag gefördert werden kann. Die Effekte des Interventionsprogramms auf das Führungsverhalten werden qualitativ

und quantitativ aus der Sicht der Führungskräfte und deren Mitarbeiter erfasst.

Der vorliegende Beitrag konzentriert sich auf die zweite Zielsetzung und damit auf die Frage nach der *Erlernbarkeit transformationalen Führungsverhaltens* und auf die *Evaluation entsprechender Personalentwicklungsmaßnahmen*.

2. Theoretisch-empirischer Hintergrund

In der Führungsforschung spielten und spielen verschiedene führungs-theoretische Ansätze eine Rolle, die sich in dem jeweilig gesetzten Fokus auf entweder die Persönlichkeit des Führenden oder der Geführten, auf die Situation oder auf die Interaktion zwischen Geführten und Führungskraft unterscheiden (vgl. Rathgeber, 2005, S.32-41). In den 70er Jahren wurde ein Führungsgenre entwickelt, welches sich durch charismatische und visionäre Elemente auszeichnet und welches „Leadership“ vom traditionellen „Management“ abgrenzt: Der Redewendung nach tun Manager die Dinge richtig, während Leader die richtigen Dinge tun (Bennis & Nanus, 1985, S.21). Das Modell transformationaler Führung nach Bass (1985) gilt als prominentester Vertreter der Leadership-Konzepte.

2.1 Theorie transformationaler Führung

Bass griff bei der Konzeption seines Führungsansatzes auf die terminologische Unterscheidung von Burns (1978) zurück, der im Zuge einer qualitativen Analyse von Politikerbiographien zwei Formen von politischer Führung differenzierte, die er als „transactional“ und „transforming“ bezeichnete. Die *transaktionale* Führung basiert nach Burns auf dem Prinzip des sozialen Austausches, also vereinfacht ausgedrückt auf dem Prinzip von Geben und Nehmen (vgl. Rathgeber & Jonas, 2003). Die Führungskraft versucht zu erkennen, welche Gegenleistung oder Belohnung ein Mitarbeiter für seine Arbeit erwartet und erbringt diese Gegenleistung bei entsprechender Arbeitsleistung des Mitarbeiters. Die

Beziehung zwischen Führungskraft und Geführten geht jedoch nicht über diese Austauschbeziehung hinaus, da sie keine gemeinsame Zielsetzung oder Absicht verbindet, auf welche sie hinsteuern (Burns, 1978, S. 20). Burns konzipierte die *transformationale Führung* im Sinne eines Entweder-Oders konträr zur transaktionalen Führung:

Such leadership occurs when one or more persons *engage* with others in such a way that leaders and followers raise one another to higher levels of motivation and morality (Burns, 1978, S.20; Kursivdruck im Original).

Die transformationale Führungskraft erkennt also nicht nur die Bedürfnisse der Geführten und reagiert entsprechend darauf, sondern sie versucht, das Niveau dieser Bedürfnisse auf eine höhere Reifestufe anzuheben (Bass, 1985; Rowold & Radstaak, 2005).

Bass griff zwar Burns terminologische Unterscheidung von transaktional und transformational auf, fasste jedoch die beiden Konstrukte nicht länger als bipolare Dimensionen, sondern als komplementäre Führungsfacetten auf: „...transformational and transactional leadership are likely to be displayed by the same individuals in different amounts and intensities“ (Bass, 1985, S.26).

Er sah ein breites Führungsrepertoire als Ideal an, um sich entsprechend der situativen Anforderungen verhalten zu können. Nach der „Augmentationshypothese“ ist transformationale Führung nicht allein, sondern erst auf der Basis transaktionaler Führung erfolgreich: Die nach dem Austauschprinzip der transaktionalen Führung *erwartete* Anstrengung und dementsprechend *erwartete* Leistung des Mitarbeiters wird durch transformationale Führung erhöht, da der Mitarbeiter „extra effort“ zeigt, was zu Erfolg führt, der *über die Erwartungen hinaus geht* (vgl. Abbildung 1):

Transformational leaders motivate others (followers, colleagues, clients, and supervisors) to do more than they originally intended and often even more than they thought possible. They set challenging expectations and typically motivate and enable others to achieve higher levels of performance (Avolio & Bass, 1998, S. 394).

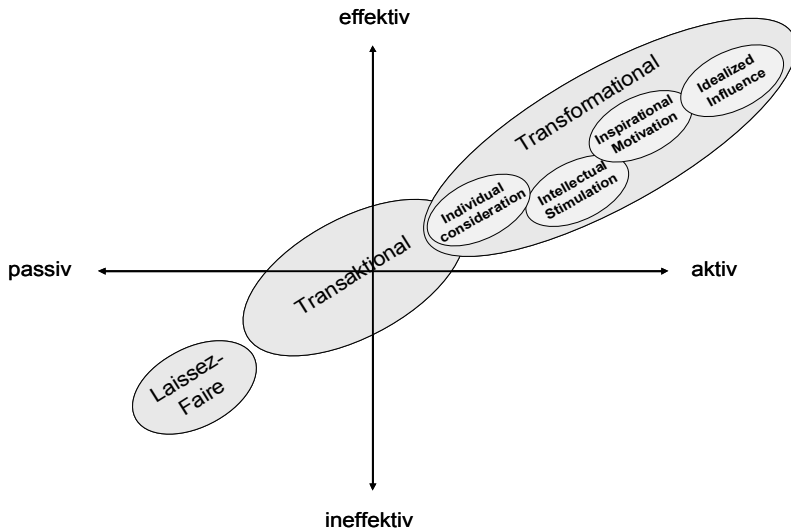


Abbildung 2: Full Range of Leadership (modifiziert nach Bass & Avolio, 1994)

Bass beschreibt transformationale Führung demnach sowohl durch ihre *Konsequenzen* und Art der erzielten Erfolge (z.B. „Extra Effort“) als auch durch *charakteristische Verhaltensweisen* (vier Komponenten transformationaler Führung):

Mitarbeiter verändern als Konsequenz transformationaler Führung ihr Anspruchsniveau und erbringen damit Leistung, welche über die ursprüngliche Erwartung hinausgeht. Weiterhin setzen sich die Mitarbeiter verstärkt für strategische (Gruppen-)Ziele ein und zeigen eine höhere Arbeitszufriedenheit sowie ein höheres psychisches Wohlbefinden am Arbeitsplatz. Die Konsequenzen transformationaler Führung werden als transformationale Effekte bei den Geführten bezeichnet und von Avolio & Bass (1998) folgendermaßen zusammengefasst:

Altogether, transformational leadership is predicted to develop exemplary followers who trust their leaders, who anticipate a more optimistic future, who are willing to question their leaders, and who focus on continuous improvement and development in themselves, as well as their colleagues (S.394).

Diese Resultate im Rahmen der gegenseitigen „Transformation“ beruhen auf einer innovations- und entwicklungsförderlichen Gestaltung von Arbeitsbeziehungen, welche eine Führungskraft über verschiedene Wege initiieren kann, den sog. 4 Is (Bass & Avolio, 1994; Übersetzung nach Felfe, 2005):

2.2 Komponenten transformationaler Führung

Idealized Influence: Einfluss durch Vorbildlichkeit und Glaubwürdigkeit

Das „erste I“ beschreibt die spezifische Ausstrahlungskraft einer Führungsperson. Im engeren Sinne geht es hier um die charismatische Führung, wobei Bass Charisma nicht als Persönlichkeitseigenschaft oder als Gabe verstand, sondern Charisma als Funktion dessen begriff, wie Geführte ihre Führungsperson wahrnehmen. Die Führungskraft erwartet hohe Leistungsstandards und ethische Standards von ihren Mitarbeitern, richtet sich aber auch in ihrem eigenen Verhalten nach diesen Standards. Damit zeigt sie modellhaftes Verhalten und strahlt aus, das Richtige zu tun (Avolio & Bass, 1998). Das Verhalten, die Werte und Prinzipien der Führungskraft stimmen mit den Ansichten überein, die sie nach außen vertritt, was eine transformationale von einer „pseudo-transformationalen“ Führungskraft unterscheidet:

Impressions are managed for the good of the organization and its members, not for the purpose of deceit and/ or subterfuge. The 'pseudo-transformational' leader may create the impression of doing some of the 'right things', but actually fail to do when it conflicts with his or her personal interests (Avolio & Bass, 1998, S. 394).

Als Konsequenz eines „echten“ transformationalen Verhaltens wird die Führungsperson bewundert und respektiert und wird damit zu einer Identifikationsfigur für die Geführten (Avolio & Bass, 1998).

Inspirational Motivation: Motivation durch begeisternde Visionen

Bei der zweiten Komponente der transformationalen Führung handelt es sich um den „ansteckenden Teil“ der Führung, um die Beeinflussung

der Geführten hin zu einem Ideal. Inspirierende Führungskräfte „haben Visionen, kommunizieren diese, symbolisieren und leben sie“ (Rathgeber & Jonas, 2003, S.60). Wichtig ist, dass die Führungsperson durchwegs optimistisch ist, diese Vision gemeinsam mit ihrem Team auch erreichen zu können. Die Führungskraft versteht es, wichtige Ziele griffig zu formulieren und vermittelt die Überzeugung, dass die Zukunft deutlich attraktiver ist als die Gegenwart. Konsequenzen eines solchen Verhaltens bestehen darin, sich begeistert für bestimmte Ziele einzusetzen. Die Arbeit erscheint sinnvoll und ist einzuordnen in einen größeren Gesamtzusammenhang: Führung ist demnach dann inspirierend und motivierend, wenn sie die Geführten mit Herausforderungen, Überzeugungen, Sinngebung und einem Verständnis für gemeinsame Handlungen und Ziele versorgt (Avolio & Bass, 1998).

Intellectual stimulation: Anregung und Förderung von kreativem und unabhängigem Denken

Beim „dritten I“ geht es um die Anregung und Forderung der Mitarbeiter auf intellektueller Ebene. Die Führungsperson fungiert hier weniger als Problemlöser denn als Problemsucher, indem sie gewohnte Annahmen in Frage oder Probleme in einen neuen Bezugsrahmen stellt. Sie versucht, neue Perspektiven einzunehmen und fordert dies auch von ihren Mitarbeitern. Dazu zählt auch, dass Ideen, die denen der Führungsperson widersprechen, willkommen sind und dass die Führungskraft bereit ist, Entscheidungen zu hinterfragen und in Frage stellen zu lassen. Konsequenzen eines solchen Führungsverhaltens liegen in der Förderung der Selbständigkeit von Mitarbeitern und in einer erhöhten Bereitschaft, mitzudenken sowie kreative und innovative Vorschläge zu erarbeiten (Avolio & Bass, 1998).

Individualized consideration: Individuelle Unterstützung und Förderung

Zentral für den vierten Führungsbaustein ist die Aufmerksamkeit der Führungsperson gegenüber den individuellen Unterschieden zwischen Mitarbeitern. Die Führungskraft verbringt Zeit damit, andere anzuleiten und behandelt ihre Mitarbeiter als Individuen und nicht als beliebige

Mitglieder einer Gruppe (Bass & Avolio, 1990b). Insgesamt steckt in dieser vierten Komponente die Rolle der Führungskraft als Mentor und als Mitarbeitercoach (Bass & Avolio, 1998). Indem transformational führende Personen aktiv zuhören, erkennen sie die individuellen Bedürfnisse ihrer Mitarbeiter auch in Bezug auf Weiterbildung und Wachstum, so dass das Potenzial des Einzelnen gezielt gefördert werden kann (Rathgeber, 2005). Konsequenzen sind hier eine Veränderung des Anspruchsniveaus der Mitarbeiter und die Bereitschaft, sich zusätzlich anzustrengen.

2.3 Funktionen und Wirkung transformationaler Führung

Das Konzept transformationaler Führung hat aktuelle Relevanz im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kontext, da sie dazu beiträgt, die Gestaltungspotenziale aller Organisationsmitglieder zu nutzen (nach Gebert, 2002): So gibt eine fordernde, intellektuell stimulierende Führungskraft („drittes I“) den Anstoß, Probleme gemeinsam aus unkonventionellen Perspektiven zu betrachten und damit traditionelle Sichtweisen aufzubrechen. Auf motivationalem Weg erhöht transformationale Führung die *Veränderungsbereitschaft* der Geführten, indem über das visionäre Moment („zweites I“) eine neue, attraktive Soll-Wert-Vorstellung vermittelt wird. Fördernde Führung („viertes I“) steigert die *Veränderungsfähigkeit* der Mitarbeiter, indem individuelle Stärken der Mitarbeiter und das Zutrauen in die eigene Leistung ausgebaut werden. Außerdem belegen Untersuchungen, dass Loyalität zum Vorgesetzten (durch „erstes I“) die Bereitschaft begünstigt, sich im Team für Erneuerungen zu engagieren.

Ausschlaggebend für den außerordentlichen Forschungsboom, welchen das Modell von Bass auslöste, war der Versuch, die Bausteine der Führung im „Multifactor Leadership Questionnaire“ (MLQ nach Bass & Avolio, 1990b) in Fragebogenitems zu operationalisieren. In einer Vielzahl von empirischen Befunden werden positive Zusammenhänge zwischen Attributen transformationaler Führung und unterschiedlichen Effektivitätskriterien deutlich (Bass & Avolio, 1994). Zu den untersuch-

ten Erfolgsindikatoren zählen nicht nur subjektive Erfolgseinschätzungen anderer Personen, wie z.B. der Vorgesetzten (z.B. Atwater, Ostroff, Yammarino & Fleenor, 1998) oder der Mitarbeiter (Avolio & Bass, 1988) der jeweiligen Führungskraft, sondern ebenso harte Kennziffern, wie z.B. Marktanteil, Aktienkurs und Gewinn (Avolio, Waldmann & Einstein, 1988) oder Kunden- und Marktausschöpfung im Bankgewerbe (Geyer & Steyrer, 1998). Beachtenswert ist, dass die nachgewiesene erhöhte Leistung der Mitarbeiter keineswegs auf Kosten von Wohlbefinden und Zufriedenheit zustande kommt, sondern transformationale Führung auch mit Kriterien psychischen Wohlbefindens am Arbeitsplatz positiv korreliert ist (Rathgeber & Jonas, 2003). Außerdem kann aufgezeigt werden, dass sich transformationale Führung in unterschiedlichen organisationalen Settings und auf allen Hierarchieebenen finden lässt (vgl. Rathgeber, 2005, S.68-69; Rowold & Radstaak, 2005, S.26). In Tabelle 1 sind ausgewählte empirische Zusammenhänge zwischen transformationaler Führung und verschiedenen Erfolgskriterien beispielhaft aufgelistet.

Tabelle 1: Auswahl empirischer Studien zu Zusammenhängen von transformationaler Führung mit verschiedenen Erfolgskriterien

Zusammenhang transformationaler Führung mit...
subjektiven Kriterien:
<ul style="list-style-type: none"> • größerem Vertrauen in die Führungskraft (Pillai, Schriesheim & Williams, 1999) • Erhöhung der wahrgenommen Effektivität der Führung/ Zufriedenheit mit Führung durch Kollegen, Mitarbeiter und Vorgesetzte (Hater & Bass, 1988)
objektiven Leistungskriterien:
<ul style="list-style-type: none"> • extra effort/ über die Erwartung hinaus gehende Leistung (z.B. Brown & Dodd, 1999; Geyer & Steyrer, 1998) • leistungsrelevante Einstellungen von Mitarbeitern (Peus, 2005)
Kriterien psychischer Gesundheit am Arbeitsplatz:
<ul style="list-style-type: none"> • Reduktion von Burnout (Seltzer, Numerof & Bass, 1989) • Erhöhung der Arbeitszufriedenheit (Jung & Avolio, 2000) • Erhöhung von Wohlbefinden (Martin & Epitropaki, 2001; Turner, Barling & Zacharatos, 2002)

Als moderierende Variable zwischen transformationaler Führung und Leistung wird erhöhtes affektives organisationales Commitment angeführt (z.B. Barling, Weber & Kelloway 1996).

2.4 Erlernbarkeit transformationaler Führung

Aus der hohen empirischen Evidenz zur Effektivität transformationaler Führung und deren Bedeutung im gesellschaftlich-wirtschaftlichen Kontext ergibt sich die wichtige Frage, ob und wie Führungskräfte im Einsatz und in der Umsetzung transformationaler Führungsprinzipien geschult werden können. Barling et al. (1996) betonen, dass die Brauchbarkeit transformationaler Führung für die Praxis eingeschränkt bleibt, wenn es keinen Nachweis gibt, dass sie gezielt geschult und erlernt werden kann.

2.4.1 Empirische Trainingsstudien

Bass (1990) schlägt individuelle Feedback- und Beratungsgespräche sowie Gruppenworkshops als zwei kombinierbare Entwicklungsmaßnahmen zur Förderung transformationalen Führungsverhalten vor. In einer Studie von Barling et al. (1996) in einer kanadischen Bank konnte entsprechend aufgezeigt werden, dass die Kombination aus Gruppentraining/ Workshops und Einzelcoachings eine Verbesserung transformationalen Führungsverhaltens bewirkt: Die Interventionen mit besonderer Betonung der transformationalen Komponente „Inspirational Motivation“, führten bei den neun trainierten Führungskräften im Vergleich zu den elf Führungskräften der Kontrollgruppe fünf Monate nach Trainingsende dazu, dass deren Mitarbeiter ein deutlich stärker transformationales Führungsverhalten (insbesondere „Inspirational Motivation“) wahrnahmen und ein höheres Commitment zeigten, als die Mitarbeiter der nicht-trainierten Führungskräfte. Allerdings kann auf Grund des Designs dieser Studie nicht der relative Beitrag der

Workshops und der Einzelcoachings zur Führungsentwicklung bestimmt werden.

Kelloway, Barling und Helleur (2000) richteten hingegen ihr Augenmerk auf den *Vergleich* der Wirksamkeit von Workshops und individuellen Beratungsgesprächen und konnten keine Unterschiede in den Effekten von Einzelberatung, Workshops oder einer Kombination aus beiden nachweisen: Bei allen drei Trainingsvarianten konnten gegenüber der Kontrollgruppe ohne Trainingsmaßnahme deutliche Verbesserungen im Führungsverhalten festgestellt werden. Laut der Autoren ist dies kein unerwartetes Ergebnis, da sich beide Interventionsformen darauf konzentrieren, spezifische, herausfordernde und erreichbare Ziele zu setzen, die mit transformationalem Führungsverhalten zusammen hängen (S. 148). Wenn Gruppenworkshops und Einzelberatungen in Bezug auf die Förderung transformationalen Führungsverhaltens tatsächlich austauschbar sein sollten, so scheint es nur plausibel, dass die Autoren für den zukünftigen Einsatz der ökonomischeren Form des gruppenbasier-ten Trainings plädieren.

Dvir, Eden, Avolio und Shamir führten 2002 mit 54 Führungskräften der israelischen Armee ein Training zur transformationalen Führung durch und überprüften die Effekte auf die Leistung der direkt und indirekt zu führenden Soldaten. Die Ergebnisse zeigten, dass das Training im Vergleich zur Kontrollgruppe sechs Monate nach Trainingsende bedeutende, aber geringe Verbesserungen im Einsatz und im Wissen der Geführten erbrachte.

Frese, Beimeel und Schoenborn (2003) trainierten Führungskräfte aus der Industrie speziell im Faktor „Inspirierende Motivation“ und konnten zeigen, dass die Trainingsteilnehmer nach dem Training mehr entsprechende kommunikative Elemente einsetzten als vor dem Training. Die Autoren arbeiteten mit dem quasiexperimentellen Design der internalen Referenzstrategie (Haccoun & Hamtiaux, 1994), nach dem sie das trainierte Verhalten (charismatisch-inspirierende kommunikative Elemente) mit nicht-trainierten ähnlichen Verhaltensweisen verglichen. Die Autoren konnten in zwei Studien mit 25 und 22 Führungskräften spezifische Effekte auf das trainierte Verhalten aufzeigen.

In einer Laborstudie von Towler (2003) mit Studierenden wurde die Effektivität eines Trainings in charismatischem Führungsverhalten (charismatischer Kommunikationsstil und visionärer Kontext) untersucht: Diejenigen Studierenden, die in charismatischem Verhalten trainiert worden waren, zeigten in einer vorbereiteten Rede mehr charismatische Verhaltensweisen als die Studierenden der Kontrollgruppen. Außerdem konnte ein stärkerer Effekt auf die Leistung von Studierenden in einer vorgegebenen Aufgabe festgestellt werden, die das Video der Rede von einem der Trainingsteilnehmer gesehen hatten, in der die Anweisung zu der entsprechenden Aufgabe gegeben wurde.

Mit Hilfe eines Interventionsprogramms bestehend aus drei Gruppenworkshops und vier Einzelcoachings wurden in einer Studie von Peus (2005) neun Führungskräfte in den Dimensionen transformationaler Führung trainiert. Vor und nach Abschluss des zehnmonatigen Trainingsprogramms wurden die Mitarbeiter der trainierten Führungskräfte und die einer nicht-trainierten Kontrollgruppe erneut um die Beurteilung des Führungsstils ihres Vorgesetzten sowie seiner Effektivität gebeten und es wurden leistungsrelevante Einstellungen der Mitarbeiter erfasst. Im Vergleich mit der Kontrollgruppe zeigten die trainierten Führungskräfte nach zehn Monaten ein signifikant geringeres Ausmaß an Laissez Faire Führung. Sie wurden nach Abschluss des Trainings auch in den Dimensionen transformationaler Führung tendenziell höher bewertet, wobei dieser Effekt die statistische Signifikanz nicht erreichte, was Peus auf die geringe Stichprobengröße zurückführt.

Die Studien weisen insgesamt darauf hin, dass die Komponenten transformationaler Führung prinzipiell trainierbar sind. Wie sehen nun die zentralen Interventionsansätze zur Förderung transformationalen Führungsverhaltens aus?

2.4.2 Bestehende Ansätze zur Förderung transformationaler Führung

Training transformationaler Führung nach Bass und Avolio

Nach Bass und Avolio (1990a) wurden die Bedeutung transformationaler Führung und die Möglichkeiten der Entwicklung transformationalen Führungsverhaltens in Trainingsprogrammen zu wenig beachtet, weil

transformationale Führung immer wieder als festgelegte Persönlichkeitseigenschaft, als „Gabe“, die man hat oder nicht hat, konstruiert wurde (S.22). Das Konzept transformationaler Führung war jedoch von Anfang an verhaltensbezogen formuliert und von den Autoren wurden Trainingsmanuale vorgelegt. Das „Full Range Leadership Training“ (FRLT) wurde bereits in den 80er Jahren in den USA von Bass und Avolio entwickelt und im Laufe der Jahre ständig verbessert (aktuelle Version: Bass & Avolio, 1999). Die positive Wirkung des FRLTs auf die Leistung der Führungskräfte und auf die Zufriedenheit und Leistungsbereitschaft von Mitarbeitern wurden mehrmals wissenschaftlich nachgewiesen (nach Rowold & Rowold, 2005). Die Wirkungskette besteht darin, dass das Training zunächst eine Veränderung der Führungsstile der Teilnehmer bewirkt. Der veränderte Führungsstil steigert die Zufriedenheit, die Motivation und das Commitment der Mitarbeiter, was schließlich zum Anstieg harter, wirtschaftlicher Kriterien (z.B. Umsatz, Produktivität) führen kann (nach Rowold & Rowold, 2005, S. 17).

Das Training konzentriert sich auf die Analyse und Verbesserung der Führungsstile des „Full Range of Leadership“ und umfasst einen dreitägigen Basis-Workshop und einen dreitägigen Fortgeschrittenen-Workshop (Avolio & Bass, 1998; Bass & Avolio, 1990a und Bass & Avolio, 1999). Zwischen den beiden Workshops liegt ein ca. drei-monatiges Intervall, während dem die geplanten Veränderungen geübt und Veränderungspläne angepasst werden sollen. Ziel des Programms ist es, den Einsatz von Verhaltensweisen transformationaler Führung zu erhöhen und den Einsatz des Laissez-Faire-Stils zu senken.

Es konnte gezeigt werden, dass das Training eine Veränderung der Führungsstile bei den Teilnehmern in der erwarteten Richtung bewirkt, dass diese Veränderungen aber gering ausfallen und nicht bei allen Teilnehmern zu beobachten waren (Avolio & Bass, 1998). Die Follow-up-Erhebungen ließen die Schlussfolgerung zu, dass die Verbesserungen in den Komponenten transformationaler Führung von der *Bereitschaft* der Trainingsteilnehmer abhingen, das eigene Führungsverhalten zu entwickeln: Zur Operationalisierung der Änderungsbereitschaft wurde das Kriterium herangezogen, ob die Teilnehmer einen Aktionsplan zur Optimierung des eigenen Führungsverhaltens erstellt hatten und welche

Komponenten darin angesprochen wurden. Eigene Pläne zur Umsetzung von Veränderungsschritten können dabei effektiver implementiert werden als Pläne, die von außen kommen. Das Design der Studie lässt allerdings keinen Ausschluss von Alternativerklärungen für die Veränderung zu, da keine Kontrollgruppe zum Vergleich herangezogen wurde. Avolio & Bass (1998) kommen zu dem Schluss, dass ein Training transformationaler Führung die Mitwirkung der trainierten Führungskraft beim Erstellen von Entwicklungsplänen, Möglichkeiten zur Übung und den Einbezug des Führungskontextes sowie adäquate Follow-up-Termine enthalten sollte.

Training charismatischer Führung nach Conger und Kanungo (1988)

Conger und Kanungo (1988) beschäftigen sich mit der Frage, ob und wie charismatische Führung (als ein Teilaspekt der transformationalen Führung) trainiert werden kann. Die Autoren betonen, dass Charisma als Prozess zu verstehen ist, der aus einer Interaktion von Kontext-, Beziehungs- und Personfaktoren resultiert (S.311). Wenn die Elemente charismatischer Beeinflussungsprozesse im Rahmen dieser Faktoren operationalisiert werden können, ist es nach Auffassung der Autoren möglich, charismatische Führung zu trainieren. Dabei sollte jedes effektive Führungskräfte-Training die beiden Funktionen Informationsvermittlung und Ausbau von Fertigkeiten und Kompetenzen umfassen. Zu den fünf im Training zu fördernden Schlüsselkompetenzen charismatischer Führung zählen nach Conger und Kanungo:

- Kritische Einschätzung und Bewertung der Situation und Fertigkeiten der Problemerkennung
- Visionäre Kompetenzen
- Kommunikative Kompetenzen (verbale Fähigkeit und interpersonelle Sensitivität)
- Vorbildverhalten und Kompetenzen der Selbstdarstellung
- Fähigkeit, Mitarbeiter zu motivieren und deren Gefühl von Selbstwirksamkeit zu erhöhen (Empowering Skills)

Weiterentwicklung der Trainingsansätze: Das „Leadership Programm“

In Münster wurde von Rowold und Rowold (2005) ein Programm entwickelt, welches die drei Bausteine *Training* in Form des Full Range Leadership Training (FRLT nach Bass & Avolio, 1999), *Coaching* in Form des sog. „Kollegialen Team Coachings“ (KTC nach Rowold & Schley) und *Bildungscontrolling* in der genannten Reihenfolge verbindet.

Das im FRLT Gelernte wird durch die Arbeit im Coaching vertieft und auf die individuelle Führungssituation übertragen. Teamcoaching zeichnet sich dabei dadurch aus, „dass gleichberechtigte Experten (Führungskräfte) sich im Team unter der Anleitung eines erfahrenen Coaches gegenseitig coachen“ (Rowold & Rowold, 2005, S.18). Im KTC werden klar definierte Rollen an jeden Teilnehmer verteilt und es werden für jede Person Schlüsselthemen festgelegt, die in der Gruppe bearbeitet werden. Für die vier zentralen Komponenten der transformationalen Führung können KTC-Blöcke durchgeführt werden, um diese Aspekte des Führungsverhaltens gezielt zu verbessern. Das Bildungscontrolling stützt sich auf die wiederholte Erfassung der eingesetzten Führungsstile im 360°-Feedback. Das Bildungscontrolling auf individueller Ebene beinhaltet eine Rückmeldung der Ergebnisse aus dem 360°-Feedback an die beteiligten Führungskräfte in Form eines schriftlichen Berichts über die Entwicklung ihrer Führungsstile und ihrer Arbeitsleistung.

2.5 Führungskräftecoaching

Neben Gruppenworkshops und Gruppencoachings als ökonomische Variante der Personalentwicklung spielt gerade das Einzelcoaching als individuumorientierte, „personen- und persönlichkeitsnahe Beratung“ (Böning & Fritschle, 2005, S.40) in der Entwicklung von Führungskräften eine zentrale Rolle. Der Begriff „Coaching“ gehört nicht mehr ausschließlich zum psychologischen Fachjargon, sondern hat sich „zu einem gängigen Modebegriff gewandelt, dessen Praxis als ausgesprochen bunt bezeichnet werden kann“ (Rauen, 2000, S.89). Hinter dem Sammelbegriff Coaching verbergen sich etablierte und innovative Coachingkonzepte ebenso wie dubiose Neuentwicklungen oder umetikettierte Beratungs- und Trainingsmaßnahmen (vgl. Rauen, 2000).

Coaching als *professionelle Managementberatung* (Schreyögg, 1996) ist eine *Maßnahme zur Personalentwicklung*, die sich im deutschsprachigen Raum seit ca. 1985 zunächst als Beratung für Top-Manager etabliert und sich seitdem in Unternehmen rasant verbreitet und auf vielfältige Zielgruppen ausgeweitet hat (vgl. Böning, 1994). Die „professionelle Reflexions- und Entwicklungshilfe in der beruflichen Praxis“ (Fischer-Epe, 2002, S.22) soll zum einen Hilfestellung geben bei der Bewältigung von Krisen und Konflikten, zum anderen der Optimierung der Potenziale und Kompetenzen der Person dienen. Damit stellt Coaching eine „Dialogform über Freud und Leid im Beruf“ (Schreyögg, 2002, S.20) dar und erfüllt zweierlei Funktionen: Es unterstützt bei der Lösung bereits vorliegender Probleme und beugt der Entstehung neuer Probleme vor. Dieser Dialog findet in einer absichtsvoll herbeigeführten *Beratungsbeziehung* statt, deren Qualität durch Freiwilligkeit, gegenseitige Akzeptanz, Vertrauen und Diskretion zwischen Coach und Klienten gekennzeichnet ist (Rauen, 2003, S.3). Coaching ist personenzentriert und individuell und damit stets auf die Belange des Einzelnen zugeschnitten (vgl. Schreyögg, 1996). Ausgangspunkt der Arbeit im Coaching sind die Anliegen und Themen, die für den Klienten relevant sind.

Wohl einer der prominentesten deutschen Vertreter des professionellen Coachings von Führungskräften, Christopher Rauen, umschreibt den Begriff in seinem 2003 erschienen Grundlagenband folgendermaßen:

- „Coaching ist ein *interaktiver, personenzentrierter Beratungs- und Betreuungsprozess*, der berufliche und private Inhalte umfassen kann. Im Vordergrund steht die berufliche Rolle bzw. damit zusammenhängende Anliegen des Gecoachten.
- Coaching ist eine individuelle Beratung auf der *Prozessebene*, d.h. der Coach liefert keine direkten Lösungsvorschläge, sondern begleitet den Gecoachten und regt dabei an, eigene Lösungen zu entwickeln.
- Coaching zielt immer auf eine (auch präventive) Förderung von *Selbstreflexion* und –*wahrnehmung*, *Bewusstsein* und *Verantwortung*, um so Hilfe zur Selbsthilfe zu geben.
- Coaching findet in *mehreren Sitzungen* statt und ist *zeitlich begrenzt*.

- Coaching richtet sich an eine *bestimmte Person* (...) mit Führungsverantwortung und/ oder Managementaufgaben“ (S. 3f.).

3. Evaluationsstudie

Auf der Basis der dargestellten Ansätze zur Förderung transformationaler Führung und auf Grundlage der selbstdarstellungstheoretischen Interpretation des transformationalen Führungsmodells (siehe Kapitel 1, Zielsetzung 1) wurde ein eigenes – auf die Bedürfnisse des kooperierenden Unternehmens abgestimmtes – Interventionsprogramm zur Förderung transformationaler Führung konzipiert. Zentrales Augenmerk lag dabei auf der individuellen Förderung „transformationaler Selbstinterpretation“ (siehe Kapitel 1, Zielsetzung 1) in individuumsozierten Einzelcoachings. Dies entspricht dem Plädoyer von Rathgeber und Jonas (2003) für eine individuumsozierte Vorgehensweise bei der Förderung transformationaler Führung, da diese

in den alltäglichen Führungskontext eingebettet ist und genau mit diesen Erfahrungen arbeitet: Sie spricht gegen ein starres Trainingsprogramm, das den Kreuzzug für einen bestimmten Führungsstil führt. Außerdem ist es von bedeutendem Vorteil, dass sich Führungskräfte ihrer ganz persönlichen ‚blinden Flecken‘ bewusst werden und sich entsprechend individuelle Ziele stecken (S. 69).

Die im Einzelcoaching behandelten Themen und angestrebten Ziele richteten sich nach den persönlichen Klärungs- und Veränderungsanliegen der jeweiligen Führungskraft, die aus deren aktuellem Führungskontext sowie aus den spezifischen Ressourcen und Entwicklungsbereichen im persönlichen Führungsstilprofil abgeleitet wurden. Die Konzeption der Einzelcoachings orientierte sich am Ansatz des „Persönlichkeitscoachings“ (Riedelbauch & Laux, in Vorb.), wie er am Lehrstuhl für Persönlichkeitspsychologie und psychologische Diagnostik der Universität Bamberg seit mehreren Jahren entwickelt und angewendet wird. Die Evaluationsstudie wurde in einer Bank mit ca. 350 Mitarbeitern in Zusammenarbeit mit der Personabteilung des Unternehmens durchgeführt.

3.1 Empirische Zielsetzung und Fragestellungen

Peus (2005) hebt hervor, dass eine Replikation ihrer Evaluationsstudie zur Förderung transformationaler Führung durch eine Kombination von Gruppenworkshops und Einzelcoachings mit einer größeren Stichprobe sinnvoll wäre. Weiterhin weist sie darauf hin, dass die interne Validität der Studie erhöht werden könnte, wenn es eine Kontrollgruppe mit Placebotraining geben würde und dass ein Vergleich der Wirksamkeit verschiedener Interventionsmodule die Effektivität zukünftiger Interventionen steigern könnte (S. 93). Alle drei Forderungen können in der vorliegenden Studie in Ansätzen erfüllt werden: Der Einsatz transformationaler Führungsverhaltensweisen wurde insgesamt bei 15 Führungskräften gefördert, neun davon nahmen an Gruppenworkshops teil, sechs bekamen ein zusätzliches Einzelcoaching, sechs weitere Führungskräfte dienten als Wartekontrollgruppe, die mit einem ressourcenorientierten Rückmeldegespräch zu ihren Ergebnissen im Führungsfeedback gleichermaßen eine Placebointervention erhielten.

Die *empirische Zielsetzung* der Evaluationsstudie besteht in der formativen und summativen Evaluation der einzelnen Interventionsmodule des Führungskräfteentwicklungsprogramms. Besonderes Augenmerk liegt auf der Bewertung von Einzelcoaching als Instrument zur Förderung transformationaler Führung.

Ausgehend von einer selbstdarstellungstheoretischen Interpretation, werden Verhaltensweisen transformationaler Führung zunächst als *personunspezifische Handlungsanleitungen* zur Umsetzung effektiver Führung aufgefasst. „Transformationale Selbstinterpretation“ (vgl. Kapitel 1, Zielsetzung 1) bezieht sich auf das „Wie“ der *individuellen, persönlichkeitsgemäßen Ausgestaltung* dieser Verhaltensweisen und ist als Wechselwirkung zwischen Führungsperson und Interaktionspartnern – als Austausch zwischen Innensicht und Außensicht – zu verstehen. Die Wirksamkeit des Interventionsprogramms wird somit zum einen durch die Häufigkeit der Umsetzung transformationaler Führungsprinzipien im Führungsalltag operationalisiert, zum anderen am Übereinstimmungsgrad von Selbsteinschätzung („Innensicht“) und Fremdeinschätzung („Außensicht“) als Ergebnis dieser Wechselwirkung fest gemacht.

Folgenden fünf *Hauptfragestellungen* wird in der Evaluationsstudie nachgegangen:

1. Veränderungen in der Häufigkeit transformationalen Führungsverhaltens: *Kann die Häufigkeit transformationalen Führungsverhaltens durch das Interventionsprogramm gesteigert und die Häufigkeit von Laissez-Faire-Verhalten verringert werden?*
2. Veränderungen im Ausmaß der Übereinstimmung von Selbst- und Fremdbild: *Verändert sich durch das Interventionsprogramm der Übereinstimmungsgrad von Selbst- und Fremdbild hinsichtlich der jeweiligen Einschätzung der Häufigkeit gezeigter Führungsstile?*
3. Subjektive Bewertung der Wirksamkeit: *Wie bewerten die teilnehmenden Führungskräfte die Interventionsmodule hinsichtlich verschiedener Wirksamkeitskriterien (Zielerreichung, subjektive Erfolgseinschätzung, Zufriedenheit)?*
4. Exploration der Wirkungen: *Welche Veränderungen im Führungsverhalten ergeben sich aus dem Interventionsprogramm?*
5. Erfassung von Wirk- und Hemmfaktoren: *Welche Wirk- und Hemmfaktoren des Interventionsprogramms zur Förderung transformationaler Führung lassen sich identifizieren?*

3.2 Rahmenbedingungen und praktische Umsetzung

3.2.1 Konzeption des Interventionsprogramms und Ablaufübersicht

Die angestrebten Veränderungen, die bei den Führungskräften durch das Interventionsprogramm bewirkt werden sollten, wurden zunächst gemeinsam mit Vertretern der Personalabteilung des Unternehmens konkretisiert: Ausgangspunkt war das in der Unternehmensstrategie unter der Perspektive „Mitarbeiter“ verankerte Ziel, die Eigenverantwortung aller Mitarbeiter zu fördern. Als Instrument zur Erreichung dieses Ziels war der Auf- und Ausbau von Coachingkompetenz bei den Führungskräften als Handlungsfeld in der Strategie vorgesehen. Das übergeordnete Globalziel des Interventionsprogramms bestand somit für das Unternehmen darin, bei allen Führungskräften auf mittlerer (n=11) und unterer (n= 13) Führungsebene *effektives Führungsverhalten*

Evaluationsstudie zur Förderung transformationaler Führung

ten im Allgemeinen und Coachingkompetenz im Besonderen zu fördern. Zur Operationalisierung effektiver Führung wurden die Komponenten der transformationalen Führung als Ausgangspunkt genommen und mit den Führungsleitlinien des Unternehmens und den in der Unternehmensstrategie verankerten Zielen abgeglichen. Ergebnis war ein Führungsmodell, die inhaltlich dem „Full Range of Leadership“ entsprach, welches sich aber in den Begrifflichkeiten und der Darstellungsform an den Vorstellungen und Führungsprinzipien des Unternehmens orientierte.

Die Konzeption des Interventionsprogramms basiert auf einem dreileisigen Vorgehen (vgl. Rowold & Rowold, 2005; Kap. 2.4.2), welches Gruppenworkshops, Einzelcoachings und die Durchführung eines multiperspektivischen Führungsfeedbacks zu zwei Zeitpunkten verbindet (zur Übersicht siehe Abbildung 3):

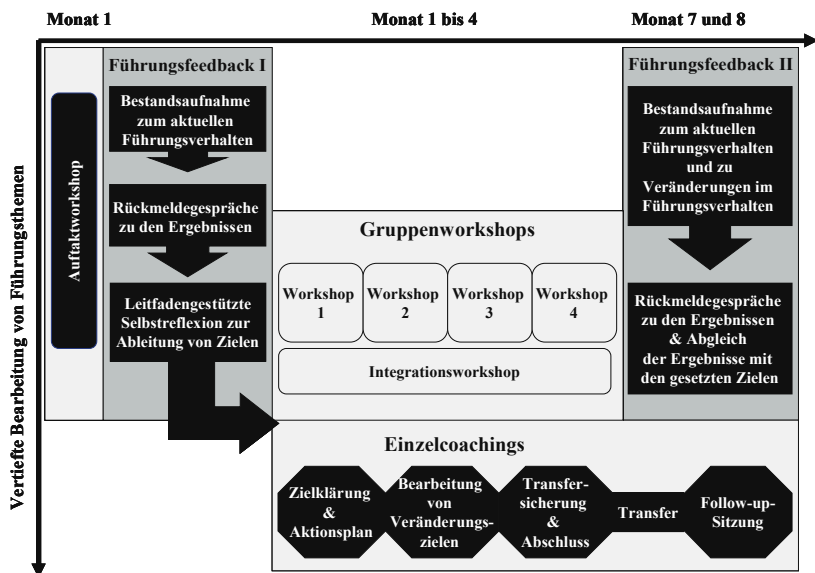


Abbildung 3: Überblick über das Führungskräfteentwicklungsprogramm

Im multiperspektivischen Führungsfeedback wurden die Selbsteinschätzung der jeweiligen Führungskraft zu ihrem Führungsverhalten und die Fremdeinschätzung durch deren Mitarbeiter im Fragebogen erfasst und die Ergebnisse einander gegenübergestellt. Als Erhebungsinstrumente dienten der Multifactor Leadership Questionnaire (MLQ nach Bass & Avolio, 1995) in der deutschen Übersetzung nach Felfe und Goihl (2003) sowie offene Fragen zu Stärken, Entwicklungsbereichen und Veränderungen im Führungsverhalten.

Nach einem Auftaktworkshop wurde mit allen teilnehmenden Führungskräften ein Führungsfeedback durchgeführt, d.h. die Führungskräfte schätzten sich selbst hinsichtlich ihres aktuellen Führungsverhaltens ein und wurden ebenfalls von ihren Mitarbeitern beurteilt. In individuellen Rückmeldegesprächen mit jeder Führungskraft wurden die Ergebnisse interpretiert, Selbst- und Mitarbeiter-einschätzung verglichen und das Führungsprofil auf Stärken und Entwicklungsmöglichkeiten hin analysiert. Anschließend konnten die Führungskräfte in einer schriftlich angeleiteten Selbstreflexion Entwicklungsbereiche und Stärken im eigenen Führungsverhalten identifizieren und priorisieren und konkrete Ziele und Schritte zur Zielerreichung ableiten und in einem Aktionsplan festhalten.

Im Anschluss erfolgte über einen Zeitraum von vier Monaten die Interventionsphase in Form von Gruppenworkshops und Einzelcoachings. Drei Monate nach Abschluss der Interventionsphase erfolgte ein zweites Führungsfeedback, um Veränderungen im Führungsverhalten aus Sicht der Führungskräfte und aus Sicht der Mitarbeiter zu erfassen. In individuellen Follow-Up-Sitzungen mit jeder Führungskraft wurden die Ergebnisse mit den gesetzten Zielen abgeglichen und weitere Schritte zur Zielerreichung abgeleitet.

3.2.2 Gruppenworkshops und Einzelcoachings

Der gemeinsame Auftaktworkshop und die Durchführung des Führungsfeedbacks stellten die Basis für das weitere Vorgehen in Form von zwei Interventionsmodulen:

Gruppenworkshops

Alle Führungskräfte (n=24) waren aufgefordert, an fünf Gruppenworkshops teilzunehmen. Die Workshops richteten sich inhaltlich an den vier Komponenten transformationaler Führung aus und fanden im 14-tägigen Abstand für jeweils 2 ½ Stunden außerhalb der regulären Arbeitszeiten statt. In den Workshops wurden Informationen vermittelt, kollegialer Austausch zu Führungsthemen ermöglicht und zur systematischen Reflexion und Modifikation des eigenen Verhaltens angeregt. Übergeordnetes Ziel der Workshops bestand darin, bei den teilnehmenden Führungskräften die Häufigkeit des Einsatzes transformationaler Führungsverhaltenweisen mit besonderer Betonung der vierten Komponente „Individuelle Unterstützung und Förderung“ (Coaching von Mitarbeitern) zu steigern.

Die konkreten Ziele der einzelnen Gruppenworkshops wurden im Auftaktworkshop gemeinsam mit den teilnehmenden Führungskräften festgelegt:

1. Einheitliches Führungsverständnis der Führungskräfte herstellen
2. Anregen zur Selbstreflexion
3. Konkrete Tipps und Handlungsmöglichkeiten für effektives Führungsverhalten vermitteln
4. Kollegialen Austausch zu Handlungsmöglichkeiten in bestimmten Führungssituationen ermöglichen

In jedem Workshop wurde den Teilnehmern ein Handout ausgehändigt, in welchem die zentralen Inhalte, weiterführende Informationen und Leitfäden zur Selbstreflexion hinsichtlich der jeweiligen Themen aufgeführt wurden.

Einzelcoachings

Im Modell des „Full Range of Leadership“ bleibt die Art und Weise der Umsetzung verschiedener Führungsmuster explizit jeder Führungskraft selbst überlassen. Es wird kein „one best way“ der Führung anvisiert, sondern es wird die individuelle Ausgestaltung der Führungsmuster betont. Idee war es deshalb, die Führungskräfte individuell bei der Umsetzung ihrer Entwicklungsziele und v.a. bei der persönlichen Klärung

und Ausgestaltung des angestrebten Führungsverhaltens zu unterstützen.

Daher hatten interessierte Führungskräfte die Möglichkeit, persönliche Anliegen zu Führungsthemen im Rahmen eines Einzelcoachings mit einem externen oder einem internen Coach zu bearbeiten. Sechs Führungskräfte entschieden sich für eine vertiefte Bearbeitung ihrer Entwicklungsziele im Coaching. Die Einzelcoachings umfassten für jede Führungskraft sechs Sitzungen. Die individuellen Ziele wurden aus den Ergebnissen des Führungsfeedbacks und den persönlichen Anliegen der Führungskraft abgeleitet und zu Beginn der Sitzungen gemeinsam festgelegt. In den Coachings stand zum einen die vertiefte und systematische Klärung bezüglich der vereinbarten Führungsthemen, zum anderen die Modifikation konkreten Verhaltens im Mittelpunkt. So wurden die Führungskräfte zur vertieften Selbstreflexion angeleitet und darin unterstützt, sich selbst in unterschiedlicher Weise in der Führungsrolle auszuprobieren sowie erwünschte Verhaltensweisen im „geschützten Rahmen“ des Coachings einzuüben und anschließend im Führungsalltag umzusetzen.

3.3 Methodisches Vorgehen

3.3.1 Stichprobe

Teilnehmer am Führungsfeedback I

Alle Führungskräfte der mittleren und unteren Hierarchieebene des Unternehmens ($n=24$) wurden im Führungsfeedback I von insgesamt 221 Mitarbeitern eingeschätzt. 22 der 24 Führungskräfte gaben im Führungsfeedback I auch eine Selbsteinschätzung ab.

Teilnehmer am Führungsfeedback II

Von den 24 Führungskräften, deren Führungsverhalten im Führungsfeedback I eingeschätzt wurde, wurden 21 Führungskräfte auch im Führungsfeedback II von insgesamt 168 Mitarbeitern beurteilt. 20 dieser 21 Führungskräfte gaben auch eine Selbsteinschätzung ab. Der Drop-Out von drei Führungskräften ergab sich daraus, dass eine Führungskraft in

der Zwischenzeit in den Ruhestand gegangen war, eine Führungskraft krankheitsbedingt über einen längeren Zeitraum ausfiel und die dritte Führungskraft sich gegen die erneute Teilnahme am Führungsfeedback entschieden hatte.

Teilnehmer Prä-Post-Vergleich

Für den Prä-Post-Vergleich wurden die jeweiligen Mitarbeiterfragebögen anhand eines Mitarbeitercodes gematcht. Es ergab sich eine Anzahl von 140 Mitarbeitern, die sowohl im Führungsfeedback I als auch im Führungsfeedback II ihre direkte Führungskraft eingeschätzt haben, 18 Führungskräfte haben zu beiden Zeitpunkten eine Selbsteinschätzung abgegeben. Um aussagekräftige Ergebnisse im Prä-Post-Vergleich erzielen zu können, wurden nur die Fremdeinschätzungsdaten derjenigen Führungskräfte für die Auswertung herangezogen, bei denen mindestens die Hälfte der bereits am Führungsfeedback I teilgenommenen Mitarbeiter auch im Führungsfeedback II eine Einschätzung abgegeben hatte. Hierdurch konnten von drei Führungskräften die Fremdeinschätzungen durch deren Mitarbeiter im Prä-Post-Vergleich nicht berücksichtigt werden. Die Selbsteinschätzungsdaten dieser Führungskräfte wurden in die Auswertung mit einbezogen.

3.3.2 Forschungsdesign und Erhebungsmethoden

Die Beantwortung der Forschungsfragen erforderte unterschiedliche Forschungsstrategien und den Einsatz verschiedener Erhebungsinstrumente zu verschiedenen Zeitpunkten, um qualitative und quantitative Daten auf Individuums- und Gruppenebene zu gewinnen (in der Übersicht siehe Abbildung 4).

Fragestellung 1 & 2: Überprüfung der Wirksamkeit anhand „objektiver“ Kriterien	<ul style="list-style-type: none"> • Veränderungen in der Häufigkeit transformationalen Führungsverhaltens: multiperspektivisches Führungsfeedback • Veränderungen im Ausmaß der Übereinstimmung von Selbst- und Fremdeinschätzung: multiperspektivisches Führungsfeedback
Fragestellung 3: Überprüfung der Wirksamkeit anhand „subjektiver“ Kriterien	<ul style="list-style-type: none"> • Prozessbegleitend: Ausmaß der Erreichung individueller Ziele • Retrospektiv nach Abschluss der Einzelcoachings: <ul style="list-style-type: none"> • Erfolgseinschätzung durch die Coachingteilnehmer • Zufriedenheit der Coachingteilnehmer mit dem Coaching
Fragestellung 4: Exploration der Wirkungen	<ul style="list-style-type: none"> • Veränderungen aus Sicht der Mitarbeiter: Offene Fragen • Veränderungen aus Sicht der Führungskräfte: Interview & offene Fragen • Abgleich von genannten Stärken und Schwächen im multiperspektivischen Führungsfeedback I und II
Fragestellung 5: Beschreibung von Wirk- und Hemmfaktoren	<ul style="list-style-type: none"> • Exploration individueller Wirk- und Hemmfaktoren: Interview • Einschätzung theoretisch relevanter Wirkfaktoren: Fragebogen

Abbildung 4. Übersicht über Operationalisierungen der Fragestellungen und Erhebungsmethoden

Zur Beantwortung von *Fragestellung 1* (Veränderung in der Häufigkeit der eingesetzten Führungsstile) und *Fragestellung 2* (Veränderung im Übereinstimmungsgrad von Selbst- und Fremdbild) (siehe Kapitel 3.1) wurden in einem quasiexperimentellen Prä-Post-Test-Kontrollgruppendesign die Mittelwerte von drei Gruppen von Führungskräften mit drei unterschiedlichen Interventionsbedingungen hinsichtlich der interessierenden abhängigen Variablen miteinander verglichen. Eine randomisierte Zuteilung der Führungskräfte zu den drei Gruppen war auf Grund der organisationalen Rahmenbedingungen nicht möglich.

Die unabhängige Variable „Intervention“ wurde folgendermaßen variiert:

- Führungskräfte der Gruppe 1 erhielten nur die ressourcenorientierten Feedbackgespräche zu den Ergebnissen der Führungsbefragung.
- Führungskräfte der Gruppe 2 nahmen an den Workshops zur Förderung transformationaler Führung teil.
- Führungskräfte der Gruppe 3 nahmen zusätzlich zu den Workshops auch an vertiefenden Einzelcoachings teil.

Die interessierenden abhängigen Variablen sind die zehn im „Multifactor Leadership Questionnaire“ (Felfe & Goihl, 2003) erfassten Füh-

rungsstile des „Full Range of Leadership“ sowie drei ebenfalls im MLQ erfasste Effektivitätskriterien von Führung. Die 13 im MLQ erfassten abhängigen Variablen wurden sowohl in der Selbst- als auch in der Fremdbeschreibung erhoben, womit die jeweiligen Differenzen zwischen den Beurteilerperspektiven bestimmt werden konnten.

Zur Überprüfung der intraindividuellen Unterschiede in der Ausprägung der abhängigen Variablen zu den zwei Testzeitpunkten wurden kritische Differenzen auf Basis des Standardmessfehlers bestimmt und im Einzelfall überprüft, ob sich die Werte zu t1 und t2 laut Selbst- oder Fremdeinschätzung in bedeutsamer Höhe voneinander unterscheiden.

Zur Beantwortung der *Fragestellung 3* (subjektive Bewertung verschiedener Wirksamkeitskriterien) wurde das Ausmaß der Zielerreichung prozessbegleitend (in den Einzelcoachings) bzw. retrospektiv (in den Gruppenworkshops) von den Teilnehmern anhand von Skalenfragen sowie in offenen Fragen eingeschätzt. Die Zufriedenheit mit dem jeweiligen Interventionsmodul und der subjektive eingeschätzte Erfolg der Intervention wurden retrospektiv nach Abschluss des jeweiligen Interventionsmoduls beurteilt.

Zur Beantwortung der *Fragestellung 4* (Exploration von Wirkungen) wurden in schriftlichen, offenen Fragen im quasiexperimentellen Versuchsdesign zu zwei Zeitpunkten (Prä- und Post-Erhebung) qualitative Daten aus Sicht der Mitarbeiter und aus Sicht der Führungskräfte erhoben und die sich ergebenden Kategorien miteinander verglichen. Weiterhin wurden retrospektiv im Interview und in schriftlichen, offenen Fragen Veränderungen aus Sicht der Mitarbeiter und der Führungskräfte erfasst.

Fragestellung 5 nach Wirk- und Hemmfaktoren wurde mittels qualitativer Daten, die zum Abschluss der Einzelcoachings in halbstrukturierten Interviews gewonnen wurden, beantwortet.

3.4 Darstellung und vorläufige Interpretation erster Ergebnisse

Im Folgenden werden einige vorläufige Ergebnisse der Evaluationsstudie skizziert und erste Interpretationen angestellt:

Die Auswertung zu *Fragestellung 1* (Veränderung in der Häufigkeit der eingesetzten Führungsstile) mittels t-Test für die Fremdeinschätzungsdaten und mittels Wilcoxon-Test als nonparametrisches Äquivalenzverfahren für die Selbsteinschätzungsdaten ergaben keine signifikanten Mittelwertsunterschiede in der Ausprägung der Führungsstile von t1 zu t2 für die Gesamtstichprobe der Führungskräfte. Auch in der gruppenspezifischen Auswertung ergaben sich keine bedeutsamen Veränderungen in der Ausprägung der Führungsstile.

Erste Auswertungen zu *Fragestellung 2* (Veränderung im Übereinstimmungsgrad von Selbst- und Fremdbild) zeigen, dass insgesamt eine Annäherung der Selbsteinschätzung der Führungskräfte an die Einschätzung durch die Mitarbeiter stattgefunden hat, so dass es zu einer größeren Übereinstimmung von Selbst- und Fremdbild zum Zeitpunkt von Führungsfeedback II als zum Zeitpunkt des Führungsfeedbacks I kommt. Die Führungskräfte „überschätzten“ ihr Führungsverhalten demnach am Ende des Führungskräfteentwicklungsprogramms in geringerem Ausmaß, als es vor der Intervention der Fall war.

Die subjektive Bewertung der Zielerreichung durch die Führungskräfte und die subjektive Einschätzung des Erfolgs der Einzelcoachings und die angegebene Zufriedenheit mit den Einzelcoachings (*Fragestellung 3*) fielen positiv aus:

Die Zielerreichung in den *Gruppenworkshops* war aus Sicht der Teilnehmer zufrieden stellend bis sehr hoch. Die allgemeine Einschätzung der Workshops lag deutlich im positiven Bereich (durchschnittliche Bewertung von 2,1 auf einer Skala von 1 bis 5). Insgesamt werteten die Teilnehmer die Ergebnisse der Workshops als Erfolg. Die größte Diskrepanz zwischen Wichtigkeit des Ziels und der eingeschätzten Zielerreichung bestand bei der Aussage: „Es konnte ein gemeinsames Verständnis von Führung erarbeitet werden“. Hier war weiterer Bedarf für einen Austausch zwischen den Führungskräften zur Klärung gemeinsamer Führungsprinzipien vorhanden.

Die sechs Coachingteilnehmer waren mit den durchgeführten *Einzelcoachings* durchweg zufrieden (Mittelwert von 8,5 auf einer Skala von 1 (=gar nicht zufrieden) bis 10 (=vollkommen zufrieden)), besonders mit dem Ablauf und den Methoden des Coachings. Der Erfolg des Coa-

chings wurde als hoch eingeschätzt (Mittelwert von 7,5 auf einer Skala von 1 (=gar nicht erfolgreich) bis 10 (=vollkommen erfolgreich)) Alle Teilnehmer konnten nach eigener Einschätzung ihre individuellen Coachingziele weitgehend erreichen (z.B. eigenes Befinden in der Führungsrolle verbessern; in Mitarbeitergesprächen besser zuhören und Lösungen vom Mitarbeiter selbst entwickeln lassen; Eigenverantwortung der Mitarbeiter in bestimmten Aufgabenbereichen stärken).

Von den Führungskräften im Interview berichtete Veränderungen durch das Interventionsprogramm (*Fragestellung 4*) bezogen sich v.a. auf Veränderungen im Verhalten (Führung, Zusammenarbeit mit Kollegen, eigenes Auftreten), gefolgt von Veränderungen im Bereich der Emotionen und Einstellungen (z.B. mehr Freude an der Arbeit, Perspektiven-erweiterung) (vgl. Müller, 2009). Veränderungen, die in den offenen Fragen des zweiten Führungsfeedbacks erhoben wurden, bezogen sich in der Selbsteinschätzung der Führungskräfte v.a. auf das Entscheidungsverhalten, die Durchsetzungs- und Überzeugungskraft und auf eine klarere Aufgabenverteilung. Aus Sicht der Mitarbeiter standen v.a. positive Veränderungen bei der Unterstützung von Mitarbeitern im Vordergrund (vgl. Müller, 2009).

Als zentrale Wirkfaktoren (*Fragestellung 5*) ließen sich bisher v.a. als hilfreich eingestufte Coachingmethoden (z.B. Visualisierung von Zusammenhängen; Rollenspiele zur Übung von Gesprächssituationen), Motivation und Offenheit des Coachingteilnehmers, positive Beziehung zum Coach und Unterstützung durch Personen des Arbeitsumfeldes identifizieren. Als ein zentraler Hemmfaktor des Coachingerfolgs wurde die hohe Arbeitsbelastung angeführt, die aus Sicht der Coachingteilnehmer davon abhält, das im Coaching Gelernte kontinuierlich umzusetzen (vgl. Müller, 2009).

Bei der Betrachtung von Durchschnittswerten über die Führungskräfte hinweg sind also keine interpretierbaren Veränderungen in der Ausprägung der Führungsstile in der erwarteten Richtung feststellbar.

Im Einzelfall zeigen sich, sowohl in der Selbst- als auch in der Fremdeinschätzung, Veränderungen in der Ausprägung der Führungsstile, die jedoch insgesamt gering ausfallen. In den Ergebnissen der offenen Fra-

gen lassen sich bei einzelnen Führungskräften Veränderungen in die erwünschte Richtung feststellen.

Eine Erklärung dafür, dass sich die in der Selbst- und Fremdeinschätzung berichtete Häufigkeit des Einsatzes transformationaler Führungsverhaltensweisen im Verlauf der Interventionen kaum geändert hat, kann im relativ hohen Ausgangsniveau der Ausprägung der vier transformationalen Komponenten in der Untersuchungsstichprobe liegen: Die Führungskräfte wurden bereits zum Zeitpunkt des Führungsfeedbacks I im Durchschnitt recht positiv von ihren Mitarbeitern eingeschätzt. Eine nachweisbare Veränderung in der erwünschten Richtung hätte somit sehr stark ausfallen müssen, damit sie in entsprechender Form von den Mitarbeitern bewertet wird und sich somit in den Ergebnissen niederschlägt. Eine weitere Erklärung liegt in der relativ kurzen Zeitspanne bis zum Follow-Up-Termin (drei Monate), die ggf. den Führungskräften zu wenig Gelegenheit für die kontinuierliche Umsetzung eines veränderten Führungsverhalten bot und den Mitarbeitern damit wenig Gelegenheit gab, Veränderungen wahrzunehmen und als solche zu bewerten. Weiterhin könnte das Ausmaß, in dem eine Führungskraft von ihren Mitarbeitern als sympathisch oder unsympathisch eingeschätzt wird, einen Einfluss auf die allgemeine Wahrnehmung und Beurteilung des Führungsverhaltens durch die Mitarbeiter – sowohl vor als auch nach der Intervention – haben. Nach dieser Interpretation würde im Führungsfeedback von den Mitarbeitern weniger das konkret beobachtete Führungsverhalten der einzuschätzenden Führungskraft beschrieben, als vielmehr eine globale Bewertung in positive oder negative Richtung abgegeben. Ein solcher Effekt muss aber nicht als Störvariable betrachtet werden, sondern kann auch als *Konsequenz* transformationaler Führung aufgefasst werden, wenn ein höheres Ausmaß transformationaler Führungsverhaltensweisen mit höheren Sympathiewerten einhergeht.

Eine Interpretation für die durchschnittliche Annäherung der Selbsteinschätzungswerte der Führungskräfte an die Fremdeinschätzungen durch die Mitarbeiter kann in mindestens zwei Richtungen erfolgen:

- Die Führungskräfte richten entweder ihre Selbsteinschätzung im Führungsfeedback II an den rückgemeldeten Ergebnissen der Fremdeinschätzung aus dem Führungsfeedback I aus, ohne eine eigenständige Bewertung ihres aktuellen Verhaltens vorzunehmen oder
- die Führungskräfte sind aufmerksamer gegenüber ihrem eigenen Führungsverhalten geworden und können somit ihr Verhalten objektiver – im Sinne der Außenwirkung – beschreiben.

4. Zusammenfassung und Ausblick

Auf Grund der hohen empirischen Evidenz für die Effektivität des transformationalen Führungsmodells in Hinblick auf verschiedene subjektive und objektive Erfolgsmaße (vgl. Kapitel 2.3) steht die Frage im Vordergrund, ob und wie ein solches Führungsverhalten erlernt werden kann. Auf der Basis der aktuellen empirischen Befunde zur Förderung transformationalen Führungsverhaltens durch verschiedene Interventionsprogramme (vgl. Kapitel 2.4) wurde eine eigene Evaluationsstudie dargestellt (vgl. Kapitel 3), die mit 24 Führungskräften der mittleren und unteren Hierarchieebene einer Bank und deren Mitarbeitern durchgeführt wurde. Neben Gruppenworkshops wurden auch Einzelcoachings eingesetzt, um die Führungskräfte in der individuellen Ausgestaltung transformationaler Führung zu unterstützen. Im Rahmen eines quasiexperimentellen Versuchsdesigns wurden qualitative und quantitative Selbst- und Fremdbeschreibungsdaten erhoben, um Fragestellungen zu Wirksamkeit, Wirkungen und Wirkfaktoren der Interventionsmodule beantworten zu können.

Erste Ergebnisse weisen darauf hin, dass die durch einen standardisierten Fragebogen (MLQ nach Felfe & Gohl, 2003) erfassten Ausprägungen der Führungsstile nicht die durch die Intervention intendierten, erwarteten Veränderungen aufwiesen. Es kam aber in der zweiten Durchführung des Führungsfeedbacks zu einer Annäherung der Selbsteinschätzungen der Führungskräfte an die Fremdeinschätzung durch deren Mitarbeiter. Die Einschätzung der Wirksamkeit der Interventi-

onsmodule durch die Führungskräfte anhand subjektiver Erfolgsmaße fiel durchweg positiv aus.

Die endgültige Auswertung der Daten bleibt abzuwarten, bevor abschließende Aussagen zur differentiellen Wirksamkeit und Wirkung von Gruppenworkshops und Einzelcoachings gemacht werden können. Abschließend muss angemerkt werden, dass die Durchführung wissenschaftlicher Studien in der betrieblichen Praxis besondere Herausforderungen birgt, wie Ellam-Dyson und Palmer (2008) in ihrem Erfahrungsbericht über eine Prä-Post-Untersuchung mit Kontrollgruppe zur Coachingevaluation „in freier Wildbahn“ eindrucksvoll beschreiben. So erwiesen sich auch in der hier dargestellten Studie die Umsetzungsmöglichkeit bestimmter präferierter Forschungsdesigns (z.B. randomisierte Zuteilung der Führungskräfte auf die Interventionsbedingungen), die leitfadenorientierte Durchführung von Interventionen (durch z.B. Veränderung von Coachingzielen auf Grund betrieblicher Umstrukturierungsmaßnahmen) oder die Einhaltung von Erhebungszeitpunkten relevanter Daten (z.B. durch Urlaubs- oder Krankheitszeiten von Teilnehmern während der Führungsbefragungen) als schwierig oder gar unmöglich. Allerdings scheinen für die ökologische Validität der Ergebnisse Laborstudien wenig geeignet, wenn es um die Frage geht, ob der Ansatz der transformationalen Führung ein sinnvoller Gegenstand der Führungskräfteentwicklung in der betrieblichen Praxis sein kann.

Literatur

- Atwater, L., Ostroff, Ch., Yammarino, F. & Fleenor, J. (1998). Self-other agreement: Does it really matter? *Personnel Psychology*, 51, 577-598.
- Avolio, B.J. (1999). *Full leadership development. Building the vital forces in organizations*. Thousand Oaks: Sage.
- Avolio, B.J. & Bass, B. M. (1988). Transformational leadership, charisma, and beyond. In J. G. Hunt, B. R. Baliga, H. P. Dachler & C. A. Schriesheim (Eds.), *Emerging leadership vistas* (pp. 29-50). Lexington, MA: Lexington Books.

- Avolio, B.J. & Bass, B.M. (1998). You can drag a horse to water but you can't make it drink and transactional leadership using the Multifactor Leadership Questionnaire. *Journal of Occupational and Organizational Psychology*, 72, 441-462.
- Avolio, B.J., Bass, B.M., & Jung, D.I. (1999). Re-examining the components of transformational and transactional leadership using the Multifactor Leadership Questionnaire. *Journal of Occupational and Organizational Psychology*, 72, 441-462.
- Avolio, B.J., Waldman, D.A. & Einstein, W. O. (1988). Transformational leadership in a management game simulation. *Group and Organization Studies*, 13, 59-80.
- Barling, J., Weber, T. & Kelloway, E.K. (1996). Effects of transformational leadership training on attitudinal and financial outcomes: A field experiment. *Journal of Applied Psychology*, 81, 827-832.
- Bass, B.M. (1985). *Leadership performance beyond expectations*. New York: Free Press.
- Bass, B.M. (1990). From transactional to transformational leadership: Learning to share the vision. *Organizational Dynamics*, 18, 19-31.
- Bass, B.M. & Avolio, B.J. (1990a). Training and development of transformational leadership: Looking to 1992 and beyond. *European Journal of Industrial Training*, 14, 21-27.
- Bass, B.M. & Avolio, B.J. (1990b). *Transformational leadership development: Manual for the multifactor leadership questionnaire*. Paolo Alto: Consultino Psychologists Press.
- Bass, B.M. & Avolio, B.J. (Eds.). (1994). *Improving organizational effectiveness through transformational leadership*. Thousand Oaks: Sage.
- Bass, B.M. & Avolio, B.J. (1995). *MLQ Multifactor Leadership Questionnaire. Technical report, leader form, rater form, and scoring key for MLQ form 5x-short*. Binghampton: Mind Garden.
- Bass, B.M. & Avolio, B.J. (1999). *Training Full Range Leadership*. Redwood City: Mind Garden.

- Bennis, W. & Nanus, B. (1985). *Leaders. The strategies for taking charge*. New York: Harper & Row.
- Böning, U. (1994). Ist Coaching eine Modeerscheinung? In L.M. Hofmann & E. Regnet (Hrsg.), *Innovative Weiterbildungskonzepte* (S.171-185). Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.
- Böning, U. & Fritschle, B. (2005). *Coaching fürs Business. Was Coaches, Personaler und Manager über Coaching wissen müssen*. Bonn: ManagerSeminare Verlags GmbH.
- Brown, F.W. & Dodd, N.G. (1999). Rally the troops or make the train run on time: The relative importance of contingent reward and transformational leadership. *Leadership and Organizational Development Journal*, 20, 291-299.
- Burns, J. (1978). *Leadership*. New York: Harper & Row.
- Conger, J.A. & Kanungo, R.N. (1988). Training charismatic leadership: A risky and critical task. In J.A. Conger & R.N. Kanungo (Eds.), *Charismatic leadership. The elusive factor in organizational effectiveness* (pp. 309-323). San Francisco: Jossey-Bass.
- Conger, J.A. & Kanungo, R.N. (1998). *Charismatic leadership in organizations*. Thousand Oaks CA: SAGE.
- Dvir, T., Eden, D. & Avolio, B. & Shamir, B. (2002). Impact of transformational leadership on follower development and performance: A field experiment. *Academy of Management Journal*, 45, 735-744.
- Ellam-Dyson, V. & Palmer, S. (2008). The challenges of researching executive coaching. *The Coaching Psychologist*, 4 (2), 79-84.
- Felfe, J. (2005). *Charisma, transformationale Führung und Commitment*. Köln: Kölner Studien Verlag.
- Felfe, J. & Goihl, K. (2003). Deutsche überarbeitete und ergänzte Version des Multifactor Leadership Questionnaire (MLQ). In A. Glöckner-Rist (Hrsg.), *ZUMA-Informationssystem. Elektronisches Handbuch sozialwissenschaftlicher Erhebungsinstrumente*. Version 7.00. Mannheim: Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen.

- Fischer-Epe, M. (2002). *Coaching: Miteinander Ziele erreichen* (2.Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Frese, M., Beime, S. & Schoenborn, S. (2003). Action training for charismatic leadership: Two evaluations of studies of a commercial training module on inspirational communication of a vision. *Personnel Psychology*, 56, 671-697.
- Gardner, W.L. & Avolio, B.J. (1998). The charismatic relationship: a dramaturgical perspective. *Academy of Management Review*, 32, 32-58.
- Gebert, D. (2002). *Führung und Innovation*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Geyer, A. & Steyrer, J. (1998). Messung und Erfolgswirksamkeit transformationaler Führung. *Zeitschrift für Personalforschung*, 12 (4), 377-401.
- Haccoun, R.R. & Hamtiaux, T. (1994). Optimizing knowledge test for inferring learning acquisition levels in single group training evaluation designs: The internal referencing strategy. *Personnel Psychology*, 47, 593-604.
- Hater, J.J. and Bass, B.M. (1988). Supervisors' Evaluations and Subordinates' Perceptions of Transformational and Transactional Leadership. *Journal of Applied Psychology*, 73, 695-702.
- Jung, D. I. & Avolio, B. J. (2000). Opening the black box: An experimental investigation of the mediating effects of trust and value congruence on transformational and transactional leadership. *Journal of Organizational Behaviour*, 21, 949-964.
- Kelloway, E.K., Barling, J. & Helleur, J. (2000). Enhancing transformational leadership: The roles of training and feedback. *Leadership and Organization development*, 21 (3), 145-149.
- Laux, L. (1992). *Selbstdarstellung und Selbstinterpretation: Herausforderung für die Persönlichkeitspsychologie*. Unveröffentlichtes Memorandum Nr. 20, Lehrstuhl Psychologie IV. Otto-Friedrich-Universität Bamberg.
- Martin, R. & Epitropaki, O. (2001). Role of organizational identification on implicit leadership theories (ILTs), transformational leadership and work attitudes. *Group Processes and Intergroup Relations*, 4 (3), 247-262.

- Müller, S. (2009). *Qualitative Evaluation eines Führungskräfte-Entwicklungsprogramms: Interviews und multiperspektivische Feedbacks*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Otto-Friedrich-Universität Bamberg.
- Peus, C. (2005). *Impact of Different Leadership Styles on Followers' Innovativeness, Performance-Related Attitudes, an Organizational Performance*. Ketsch/Rhein: Mikroform.
- Pillai, R., Schriesheim, C.A. & Williams, E.S. (1999). Fairness perceptions and trust as mediators for transformational and transactional leadership: A two-sample study. *Journal of Management*, 25, 897-933.
- Rathgeber, K. (2005). *270°-Beurteilung von Führungsverhalten: Interperspektivische Übereinstimmung und ihr Zusammenhang mit Erfolg – eine Befragung in der Automobilindustrie*. Dissertation an der Technischen Universität Chemnitz.
- Rathgeber, K. & Jonas, K. (2003). Transformationale Führung: Mehr Leistung, weniger Stress? In P. Creutzfeldt, *Die gesunde Organisation. Grundlagen, Konzepte, Praxis* (S.55-75). Düsseldorf: VDM Verlag Dr. Müller.
- Rauen, Ch. (Hrsg.). (2000). *Handbuch Coaching*. Göttingen: Hogrefe.
- Rauen, Ch. (2003). *Coaching*. Göttingen: Hogrefe.
- Riedelbauch, K. & Laux, L. (in Vorbereitung). *Persönlichkeitscoaching*.
- Rowold, J., & Radstaak, J. (2005). Transformationale Führung und Training von Transformationaler Führung. In: J. Rowold & G. Rowold (Hrsg.). *Werkbuch Leadership* (S. 25-37). Münster: MV Wissenschaft.
- Rowold, J., & Rowold, G. (2005). Leadership – ein 1jähriges Erfolgsprogramm. Hintergründe und Konzeption. In: J. Rowold & G. Rowold (Hrsg.). *Werkbuch Leadership* (S. 13-23). Münster: MV Wissenschaft.
- Schreyögg, A. (1996). *Coaching. Eine Einführung in Praxis und Ausbildung* (2. Aufl.). Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Schreyögg, A. (2002). *Konflikt-Coaching*. Frankfurt/ Main: Campus Verlag.

Evaluationsstudie zur Förderung transformationaler Führung

- Seltzer, J., Numerof, R. & Bass, B. (1989). Transformational leadership: Is it a source of more burnout and stress? *Journal of Health and Human Resources*, 1, 174-185
- Towler, A.J. (2003). Effects of charismatic influence training on attitudes, behavior, and performance. *Personnel Psychology*, 56, 363-381.
- Turner, N., Barling, J. & Zacharatos, A. (2002). Positive Psychology at Work. In C.R. Snyder & S.J. Lopez (Eds.), *Handbook of positive Psychology* (pp. 715-728). Oxford: University Press.
- Winkler, I. (2004). Aktuelle theoretische Ansätze der Führungsforschung. Schriften zur Organisationswissenschaft (Nr.2). Lehrmaterial TU Chemnitz.

Worin eigentlich die Wirkungen des Großen und Kleinen Bürgerrechts bestehen? Das Bamberger Bürgerrecht im 17. und 18. Jahrhundert

von Lina Hörl M.A.

1. Einleitung

Nachdem man eigentlich zu wiss[en] verlangt was des grose Bürgerrecht in sich begreiffe; Als sollen Bürgermeister und Rath alhier, solches förderlich mit umbständen also zuverlässig berichten, damit man ins künfftig nicht mehr nöthig haben möge, fernere erleütherung abzufordern.¹

Die fürstliche Regierung fordert am 18. Juni 1697 mit diesem Dekret die amtierenden Bürgermeister und den Stadtrat der Haupt- und Residenzstadt des Hochstifts Bamberg auf, Informationen zur Handhabung der städtischen Bürgerrechtsvergabe bereitzustellen. Durch einen ausführlichen Bericht, so hofft man, sollen weitere Nachfragen von Seiten des Fürstbischofs in Zukunft überflüssig werden.

Tatsächlich kommt die städtische Obrigkeit der landesherrlichen Anordnung innerhalb von fünf Tagen mit einer gewissenhaften Schilderung nach. Sie beschreibt Voraussetzungen zur Erlangung des Bamberger Bürgerrechts und differenziert zwischen dem kleinen, bei Handwerkstätigkeit zu erwerbenden, und dem doppelt so teuren großen Bürgerrecht, welches bei Handelstätigkeit erforderlich war. Beigefügt wird eine ausführliche Liste der gängigen Berufe, die diesen Kategorien zugeordnet sind.² Aus den darauf folgenden Jahrzehnten haben sich noch sechs ähnliche an den Stadtrat gerichtete Schreiben im Bamberger Stadtarchiv erhalten, in denen jeweils der Fürstbischof beziehungsweise nachgeordnete Verwaltungsstellen solche *fernere[n] Erleuterungen* bezüglich des städtischen Bürgerrechts verlangen. Entsprechend heißt es am

¹ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 1r.

² Vgl. StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 2r.- 4r. Eine Differenzierung des kleinen und großen Bürgerrechts in Bamberg erwähnt auch Reinhold Glas: Glas, Reinhold: Forchheim. Stadt und Bürgerschaft zwischen Obrigkeit und Selbstverwaltung vom Mittelalter bis zum Übergang an Bayern (1802/ 1803). (= Quellen und Forschungen zur fränkischen Familiengeschichte, Bd. 21). Nürnberg 2008, S. 151. [= Glas (2008)].

26. Juni 1793 in einem Dekret der Policykommission, einem für diverse innenpolitische Angelegenheiten zuständigem Gremium der Regierung:

*[...] nachdem hochfürstl. PolicyKommission unumgänglich zu wissen nothwendig hat, worin eigentlich die Wirkungen des Grosen und kleinen Bürgerrechts bestehen, insbesondere wie fern jener Bürger, welcher das große Recht erworben hat, handelsstatt zu treiben Zeither für befugt gehalten worden; als haben Bürgermeister und Rath dahier ausführlichen Bericht hierüber; binnen 14 Tagen unfehlbar zu erstatten.*³

Die Angelegenheiten des Bürgerrechts ließen sich nicht wie erhofft mit einem einzigen Schriftwechsel ein für alle Mal klären. Sie beschäftigten vielmehr über einen langen Zeitraum die städtische und landesherrliche Obrigkeit Bambergs. Eben dieser Frage nach den *Wirkungen* des Bamberger Bürgerrechts soll in vorliegendem Beitrag in drei Schritten nachgegangen werden. Der erste Abschnitt der Analyse behandelt die Frage, für welchen Personenkreis der bürgerliche Rechtsstatus gedacht war und welche sozialen Gruppen de facto als Neubürger angenommen wurden. Der Inhalt des Bamberger Bürgerrechts und die möglichen Gründe, welche die Betreffenden dazu bewogen, sich um den Rechtsstatus zu bewerben, sind Thema des zweiten Punktes. Der dritte Teil der Ausführungen beschäftigt sich schließlich mit der Handhabung der Einschreibungen in der Verwaltungspraxis. Kurz gesprochen geht es um die Frage, wer das Bamberger Bürgerrecht warum und wie erwarb.

Auch wenn sich die Intention der zitierten Dekrete, die sich letztlich beide nach dem Wesen des Bamberger Bürgerrechts erkundigen, auf den ersten Blick durchaus ähnlich ausnimmt, liegen knapp 100 Jahre zwischen diesen beiden landesherrlichen Anordnungen. Die Bamberger Bürgerbücher sind relativ lückenlos von 1625 bis 1819 im Stadtarchiv Bamberg überliefert und erlauben sogar eine Untersuchung über einen deutlich längeren Zeitraum.⁴ Solch eine Langzeitstudie ermöglicht es, Fragen nach ‚Kontinuitäten‘ und ‚Wandel‘ zu stellen. Die folgende Darstellung untersucht deshalb neben den drei genannten Kernfragen, ob

³ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 32r.

⁴ Der älteste erhaltene Band mit der Signatur StadtABa B 7 Nr. 1 beginnt 1625, der letzte (StadtABa B 7 Nr. 10) endet im Jahr 1819. Alle Angaben zu den Titeln und Signaturen der einzelnen Bürgerbücher siehe im Quellenverzeichnis am Ende dieses Beitrags.

Inhalt des Bürgerrechts, Voraussetzungen, Zuständigkeiten und Handhabung der Bürgerrechtsverleihung konstante Faktoren im urbanen Leben waren oder ob sie Veränderungen unterlagen.

Wie für nicht wenige Bereiche der frühneuzeitlichen Geschichte Bambers muss auch für das hier gewählte Thema konstatiert werden: Bislang fehlen einschlägige Publikationen.⁵ Während für andere Orte wissenschaftliche Editionen der Neubürgerlisten, zum Teil kombiniert mit ausführlichen, an den archivalischen Quellen erarbeiteten Überblicksdarstellungen zu den geltenden rechtlichen Gegebenheiten vorliegen,⁶ ist das Bamberger Stadtbürgerrecht der Frühen Neuzeit ein Desiderat der Forschung. Es findet lediglich in manchen stadtgeschichtlichen Veröffentlichungen am Rande Erwähnung. Alfred Seel bringt beispielsweise in seiner Schrift zum Bamberger Bäckerhandwerk in einem knappen Absatz das Bürgerrecht als Voraussetzung zur Aufnahme in

⁵ Vgl. Häberlein, Mark: Einleitung. In: Ders./ Kech, Kerstin/ Staudenmaier, Johannes (Hrsg.): Bamberg in der Frühen Neuzeit. Neue Beiträge zur Geschichte von Stadt und Hochstift. (= Bamberger Historische Studien, Bd. 1). Bamberg 2008, S. 11-18, hier S. 12. [= Häberlein (2008)].

⁶ Mit dem Augsburger Bürgerrecht im Mittelalter befasst sich beispielsweise die erwähnenswerte Dissertation von Claudia Kalesse, die rechtshistorische und sozialstatistische Analyse kombiniert: Kalesse, Claudia: Bürger in Augsburg. Studien über Bürgerrecht, Neubürger und Bürgen anhand des Augsburger Bürgerbuchs I (1288-1497). (= Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, Bd. 37). Augsburg 2001.

Zu den neueren Veröffentlichungen frühneuzeitlicher Bürgerbücher zählt u.a. Heinzing, Frank/ Köhler, Wilfried/ Mattis, Heidemarie (Hrsg.): Die Bürgerbücher der Stadt Altenburg in Thüringen 1512-1700. (= Schriftenreihe der Stiftung Stoye, Bd. 45 und 46). Marburg an der Lahn 2008. Dabei handelt es sich um eine vorrangig auf Familienforscher ausgerichtete Edition von Neubürger- und Ratsherrnlisten. Umfangreiche Personen- und Ortsregister unterstützen die Handhabung des zweibändigen Werks. Rechtshistorische Hintergrundinformationen fallen extrem knapp aus.

Ebenfalls im Jahr 2008 erschien die schon genannte Arbeit von Reinhold Glas, der das frühneuzeitliche Bürgerrecht der im Hochstift Bamberg gelegenen Stadt Forchheim fundiert aufarbeitet. Der Autor kombiniert einen darstellenden Teil zur Verfassung und dem Bürgerrecht Forchheims mit der Veröffentlichung von Neubürgerlisten. Wie Anm. 2.

Als Volltextedition eines frühneuzeitlichen Bürgerbuches sei schließlich exemplarisch genannt: Barthel, Konrad: Bürgerbuch des ehemaligen Marktfleckens Burgbernheim 1597 bis 1804. (= Freie Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken, Bd. 23). Nürnberg 2005. Auch hier ist der einleitende Teil sehr überschaubar gehalten, die Widergabe der Bürgerbucheinträge und Eidesformeln der städtischen Amtleute steht im Vordergrund.

die Zunft zur Sprache.⁷ Eine tiefergehende Aufarbeitung steht allerdings noch aus. Ziel dieses Aufsatzes ist es demnach, auf eingehender Quellenanalyse basierende Ergebnisse mittels eines vorrangig deskriptiven Zugangs zu skizzieren.

Die dem Projekt zu Grunde liegenden Quellen sind die insgesamt sieben erhaltenen Bürgerbücher, in denen die Stadtwochenstube die Bürgergelder vermerkte. Die systematische Erfassung dieses seriellen Quellentyps in einer Datenbank⁸ ermöglicht einen vergleichenden Blick über zwei Jahrhunderte. Aufschluss geben die Bände dabei über die tatsächliche Praxis der Bürgereinschreibungen; sie lassen daneben aber auch eine indirekte Rekonstruktion der geltenden Regeln und Konventionen zu.⁹ Zudem wurden die Eintragungen der städtischen Einschreibbücher mit den fürstbischöflichen Normen und Normänderungen sowie dem formellen Schriftwechsel zwischen landesherrlicher und städtischer Obrigkeit abgeglichen.

Den Kernfragen nach Personenkreis, Gründen und Modalitäten der Bürgerrechtseinschreibung in Bamberg soll ein einführender Teil vorangestellt werden. Neben einer knappen Definition des hier verwendeten Bürgerbegriffs werden die Stadt Bamberg im 17. und 18. Jahrhundert gewissermaßen als Schauplatz des Geschehens beschrieben sowie die verwendeten Quellen genauer vorgestellt.

⁷ Vgl. Seel, Alfred: 600 Jahre Bamberger Bäckerhandwerk. Beiträge zur Geschichte des Bäckerhandwerks in Bamberg. Bamberg 1973, S. 17. Mangels Literaturhinweisen und exakten Quellenbelegen genügt diese Darstellung allerdings nicht den modernen wissenschaftlichen Ansprüchen.

⁸ Die Datenbank beinhaltetete nach Abschluss der Erfassung knapp 8.800 Datensätze. Da die statistische Auswertung zum Abfassungszeitpunkt dieses Beitrags noch nicht erfolgt war, basieren die hier aufgezeigten Ergebnisse nicht auf exakt ermittelten Zahlen. Sie sollen vielmehr verstanden werden als deskriptive Annäherung an die grundlegenden Strukturen der Bürgerrechtsvergabe in Bamberg.

⁹ Ähnlich geht auch Reinhold Glas vor, der die Bestimmungen zum Forchheimer Bürgerrecht aus den Rechnungen und Ratsprotokollen erschließt, da sich auch für Forchheim kein ausführliches Reglement über die Bürgerrechtsvergabe des 17. und 18. Jahrhunderts erhalten hat. Vgl. Glas (2008), S. 144.

2. Einführende Erläuterungen

2.1 Bürgerrecht im 17. und 18. Jahrhundert

Der Begriff des Bürgerrechts wird in erster Linie mit dem Staatsbürger einer Nation in Verbindung gebracht. Seit dem 18. Jahrhundert beginnt der Begriff den Terminus ‚Untertan‘ zu ersetzen.¹⁰ Doch darf die heute vertraute Trennung zwischen dem Staat als einzigem Herrschaftsträger auf der einen und einer Gesellschaft von prinzipiell rechtlich gleichgestellten Bürgern auf der anderen Seite nicht auf die Frühe Neuzeit rückübertragen werden. Stattdessen herrschte eine Vielfalt verschiedener, sich teils überlappender Rechtskreise. Der rechtliche Status jedes einzelnen Menschen bestimmte seinen Stand, womit die sozialen Strukturen der Frühen Neuzeit grundlegend von den heutigen differierten.¹¹

Zu unterscheiden gilt es den hier verwendeten Bürgerbegriff daneben auch von der gesellschaftlichen Schicht des sich im Laufe des 18. Jahrhunderts formierenden, aber vor allem das 19. Jahrhundert prägenden Bürgertums. Landläufig mit der Formel ‚Bildungs- und Besitzbürgertum‘ beschrieben, werden darunter vornehmlich Großkaufleute, Fabrikanten, Unternehmer, aber auch die Funktionselite der akademisch gebildeten Beamten subsumiert. Diese durch politische und soziale Umschichtungen entstandenen bürgerlichen Kreise entwickelten ein starkes Selbstbewusstsein. Sie grenzten sich sowohl nach oben gegenüber dem Adel als auch nach unten gegenüber dem gemeinen Handwerker ab. Entscheidend war jedoch nicht der rechtliche Stand, sondern ein Bündel anderer Kriterien.¹²

Das hier behandelte städtische Bürgerrecht bedeutete hingegen die Zugehörigkeit zu solch einem an die Person gebundenen Rechtsstand. Eng verknüpft war der Status des Bürgers mit der Entwicklung der mittelal-

¹⁰ Vgl. Bruckmüller, Ernst: Art. Bürger. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2. Stuttgart 2005, Sp. 546-548, hier Sp. 547. [= Bruckmüller (2005)].

¹¹ Stollberg-Rillinger, Barbara: Europa im Jahrhundert der Aufklärung. Stuttgart 2000, S. 69f. [= Stollberg-Rillinger (2000)].

¹² Vgl. Kroeschell, K.: Art. Bürger. In: Erler, Adalbert/ Kaufmann, Ekkehard (Hrsg.): Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 2. Berlin 1971, Sp. 543-553, hier Sp. 545f. [= Kroeschell (1971)]; Stollberg-Rillinger (2000) S. 88-93; Bruckmüller (2005), Sp. 547.

terlichen Stadt zu einem klar vom Umland abgegrenzten Rechtsbereich, was augenscheinlich auch durch die Stadtmauer verdeutlicht wurde. Die innerhalb der Mauern lebenden Bürger waren Mitglieder dieses Rechtskreises. Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm definiert die Bürger ex negativo *im Gegensatz sowohl zu den Edlen und Rittern als den Bauern oder Landleuten*.¹³ Sie unterschieden sich von den Bauern der umliegenden ländlichen Gebiete in erster Linie dadurch, dass sie in der Regel nicht wie diese in einem Abhängigkeitsverhältnis zu einem Grundherrschaft standen: *Stadtluft macht frei!*¹⁴ Rein rechtlich gesehen handelte es sich bei der städtischen Bürgerschaft um eine homogene Gemeinschaft gleichgestellter Mitglieder. Innerhalb dieses bürgerlichen Rechtsstandes zeigte sich jedoch in sozio-ökonomischer Hinsicht eine starke Differenzierung, die vom einflussreichen, wohlhabenden Großkaufmann bis zum mittellosen Kleinhandwerker reichte.¹⁵ Kennzeichnend war außerdem, dass bei Weitem nicht alle Einwohner einer Stadt den Bürgerrechtsstatus inne hatten.¹⁶ Schon dem zeitgenössischen Universallexikon von Johann Heinrich Zedler ist zu entnehmen, [...] *daß ein blosser Einwohner der das Domicilium an einem Ort contituiret, aber das Bürgerrecht nicht erlangt hat, kein Bürger sey* [...].¹⁷ Da es nicht ein einheitliches frühneuzeitliches Stadtbürgerrecht gab, sondern jede Stadt über ihre eigenen Regeln und Traditionen verfügte,¹⁸ variierte auch der An-

¹³ Vgl. Art. „Bürger“ in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. 2. Leipzig 1860, Sp. 537-539. Onlineversion des Kompetenzzentrums für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier in Verbindung mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Berlin der Universität Trier. <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB>. Aufgerufen am 03.09.2009.

¹⁴ Vgl. Stollberg-Rillinger (2000), S. 86f.; Glas (2008), S. 141; Kroeschell (1971), Sp. 550.

¹⁵ Vgl. Dilcher, Gerhard: Bürgerrecht und Stadtverfassung im europäischen Mittelalter. Köln/Weimar/Wien 1996, S. 175, 180. [= Dilcher (1996)]; Kroeschell (1971), Sp. 546.

¹⁶ Vgl. Fahrmeir, Andreas: Art. Bürgerrecht. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2. Stuttgart 2005, Sp. 575-580, hier Sp. 579. [= Fahrmeir (2005), Bürgerrecht].

¹⁷ Art. „Bürger“ in: Johann Heinrich Zedlers Grosses Vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 4. Halle und Leipzig 1733, Sp. 1875-1878, hier Sp. 1876. Digitale Version der bayerischen Staatsbibliothek. <http://www.zedler-lexikon.de/index.html>; aufgerufen am 28.08.2009. [= Zedler (1733)].

¹⁸ Vgl. Rosseaux, Ulrich: Städte in der Frühen Neuzeit. Darmstadt 2006, S. 54. [= Rosseaux (2006)]; Kroeschell (1971), Sp. 546.

teil der Bürger an der Stadtbevölkerung.¹⁹ Das Bürgerrecht konnte zum Beispiel Frauen, Juden oder weniger wohlhabende Personen mit einschließen und so einen möglichst großen Personenkreis mit obrigkeitlicher Kontrolle durchdringen. Oder der bürgerliche Rechtsstatus beschränkte sich auf einen kleinen exklusiven Kreis und brachte so ein hohes Sozialprestige der betreffenden Gruppe mit sich.²⁰ In jedem Fall war die Erlangung des Bürgerrechts an bestimmte Bedingungen geknüpft. Meist wurde eine eheliche und ehrliche Geburt verlangt, was beispielsweise den Sohn eines Henkers oder eines Spielmanns ausschloss.²¹ Außerdem musste der Bewerber meist Grund- oder Hausbesitz oder ein bestimmtes Mindestvermögen nachweisen können. Gefordert wurde zudem die Zahlung einer Gebühr, des so genannten Bürgergelds. Waren diese Voraussetzungen erfüllt, wurde ein Eid geleistet, der die Zugehörigkeit des Neubürgers zum Kreis der städtischen Bürgerschaft konstituierte.²² Neben dem Bürgerrecht gab es außerdem den Status der rechtlich mindergestellten Hintersassen oder auch so genannten Schutzverwandten, welche gegen die Zahlung von jährlichen Geldern zwar dem Schutz der Stadt unterstellt waren, allerdings von den allein den Bürgern vorbehaltenen rechtlichen Vergünstigungen ausgeschlossen blieben.²³

Der Bürger einer Stadt genoss einerseits neben seiner persönlichen Freiheit, der Garantie der internen Friedenswahrung und dem Schutz²⁴ auch bestimmte wirtschaftliche Vorteile wie Befreiung von Zöllen und Marktgebühren. Das Bürgerrecht sicherte dem Inhaber dieses Rechts-

¹⁹ Vgl. Stollberg-Rillinger (2000), S. 87.

²⁰ Vgl. Schmieder, Felicitas: Die mittelalterliche Stadt. Darmstadt 2005, S. 98f. [= Schmieder 2005]).

²¹ Vgl. Isenmann, Eberhard: Bürgerrecht und Bürgeraufnahme in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt. In: Schwinges, Rainer Christoph (Hrsg.): Neubürger im späten Mittelalter. Migration und Austausch in der Städtelandschaft des alten Reiches (1250-1550). (=Zeitschrift für Historische Forschung. Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, Beiheft 30). Berlin 2002, S. 203-250, hier S. 214. [= Isenmann]; Rosseaux (2006), S. 54; Stollberg-Rillinger (2000), S. 87; Fahrmeir (2005), Bürgerrecht, Sp. 576, 578.

²² Vgl. Rosseaux (2006), S. 54; Kroeschell (1971), Sp. 546f; Dilcher (1996), S. 175; Kluge (2007), S. 128; Fahrmeir (2005), Bürgerrecht, Sp. 578; Isenmann (2002), S. 214.

²³ Vgl. Zedler (1733), Sp. 1876; Rosseaux (2006), S. 55; Kluge (2007), S. 129; Dilcher (1996), S. 149f.

²⁴ Vgl. Kroeschell (1971), Sp. 548; Schmieder (2005), S. 99; Dilcher (1996), S. 180.

standes den Zugang zur Wirtschaftsordnung und den Erwerbschancen der Stadt. Unter anderem war die Erteilung des Meisterrechts meist eng an die Aufnahme als Bürger geknüpft.²⁵ Ein Mitglied der städtischen Bürgerschaft konnte, zumindest rein rechtlich gesehen, am politischen Leben partizipieren, wobei die tatsächlichen Einflussmöglichkeiten der einzelnen Bürger auf die Ratsgeschäfte sich von Stadt zu Stadt sehr unterschiedlich gestalteten und mit der zunehmenden Komplexität der Stadtverwaltung verengten. Zu den Privilegien zählten des Weiteren Nutzungsrechte am städtischen Gemeingut, wie zum Beispiel dem Stadtwald, städtischen Weideplätzen, Mühlen oder Backhäusern. Außerdem standen dem Mitglied der Bürgerschaft die Wohlfahrts- und Versorgungseinrichtungen der Stadt offen, was eine wirtschaftliche Absicherung im Notfall bedeutete.²⁶

Das Bürgerrecht war andererseits auch mit bestimmten Pflichten verbunden. Johann Heinrich Zedler führt hierzu aus, die Bürger *müssen der Stadt-Obrigkeit in Sachen, die zu ihrer Jurisdiction gehören, ihren Respekt, Ehre und Gehorsam leisten und vor deren Gerichten so wohl in actionibus realibus als personalibus stehen [...]*.²⁷ Hinzu kommen die in der Sprache der Zeit als ‚Bürgerliche Mitleiden‘ bezeichneten Verpflichtungen. Neben den zu leistenden Steuerabgaben umfassten diese die Wehrpflicht eines jeden Bürgers sowie verschiedene Wachdienste, Beteiligung an Feuerschutz, Brunnen- und Brückenpflege.²⁸

2.2 Bamberg im 17. und 18. Jahrhundert

Bamberg war die Haupt- und Residenzstadt und damit das administrative und kulturelle Zentrum des gleichnamigen Hochstifts,²⁹ einem in

²⁵ Vgl. Dilcher (1996), S. 153, S. 180; Kluge (2007), S. 129; Schmieder (2005), S. 99; Fahrmeir (2005), Bürgerrecht, Sp. 575, Isenmann (2002), S. 228.

²⁶ Vgl. Rosseaux (2006), S. 54f.; Schmieder (2005), S. 99; Dilcher (1996), S. 157ff.; Fahrmeir (2005), Bürgerrecht, Sp. 575, Isenmann (2002), S. 208, 227-229.

²⁷ Zedler (1733), Sp. 187; vgl. hierzu auch Fahrmeir, Andreas: Art. Bürgereid. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2. Stuttgart 2005, Sp. 552-553.

²⁸ Vgl. Glas (2008), S. 141, 148f.; Rosseaux (2006), S. 55; Schmieder (2005), S. 99; Kroeschell (1971), Sp. 549; Dilcher (1996), S. 167; Isenmann (2002), S. 226f.

²⁹ Vgl. Häberlein (2008), S. 11.

der älteren Literatur auf etwa 65 Quadratmeilen geschätzten,³⁰ also relativ kleinen Fürstentum inmitten zahlreicher größerer und kleinerer Territorien des Heiligen Römischen Reichs. An der Spitze des geistlichen Staates stand der vom Domkapitel gewählte Fürstbischof, der sowohl die weltliche Regierungsgewalt als auch das Amt des Bischofs in seiner Person vereinte.³¹ Das Herrschaftsgebiet des Bamberger Hochstifts selbst stellte kein geschlossenes Territorium dar, sondern zeichnete sich vielmehr durch territoriale Zerrissenheit aus. So war es zum einen von reichsunmittelbaren Ritterschaften sowie Besitzungen des Domkapitels, des Dompropstes und verschiedener exemter Klöster und Stiftungen durchsetzt, zum anderen zählten auch einige außerhalb der engeren Grenzen liegende Gebiete zum Fürstbistum, darunter Teile Kärntens.³² Die Frage nach den genauen Bevölkerungszahlen der Stadt Bamberg kann für den Untersuchungszeitraum nur unzureichend beantwortet werden, da entsprechend fundierte Quellenstudien bisher fehlen. Am Anfang des 17. Jahrhunderts lebten wohl schätzungsweise 12.000 Menschen in der Residenzstadt.³³ Für das Ende des 18. Jahrhun-

³⁰ Vgl. beispielsweise Schneidawind, Franz Adolf: Skizze einer statistischen Beschreibung des Kaiserlichen Hochstifts Bamberg. Bamberg 1795, S. I, III. Diese Angabe wird auch von den neueren Arbeiten zur Geschichte der Stadt Bamberg übernommen, da Versuche zur genaueren Bestimmung des Staatsgebiets bislang fehlen.

³¹ Vgl. Wüst, Wolfgang (Hrsg.): Geistliche Staaten in Oberdeutschland im Rahmen der Reichsverfassung. Kultur, Verfassung, Wirtschaft, Gesellschaft. Ansätze einer Neubewertung. (= Oberschwaben. Geschichte und Kultur, Bd. 10). Epfendorf 2002, S. 9ff.; Weiß, Dieter: Reform und Modernisierung. Die Verwaltung des Bistums Bamberg in der Frühen Neuzeit. In: Historischer Verein Bamberg. Jg. 134 (1998), S. 165-187, hier S. 165. [= Weiß (1998)].

³² Vgl. Neukam, Wilhelm: Territorium und Staat der Bischöfe von Bamberg und seine Außenbehörden. Justiz-, Verwaltungs-, Finanzbehörden. Bamberg 1949, S. 8. [= Neukam (1949)]; Zimmermann, Gerd: Territoriale Staatlichkeit und politisches Verhalten. In: Roth, Elisabeth (Hrsg.): Oberfranken in der Neuzeit bis zum Ende des Alten Reichs. Bamberg 1984, S. 9-82, hier S. 32.

³³ Vgl. Dengler-Schreiber, Karin: „Ist alles oed und wüst...“. Zerstörung und Wiederaufbau im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung (1997), S. 145-161, hier Anm. 86.

derts finden sich Angaben von 15.000 bis 21.000 Bewohnern.³⁴ In jedem Fall stellte Bamberg in der Frühen Neuzeit eine der größeren Städte Süddeutschlands dar.

Nach dem Bauernkrieg, dem Zweiten Markgrafenkrieg, den großen Hexenprozessen und den mehrfachen Belagerungen und Soldateneinquartierungen des 30-jährigen Krieges begann in Bamberg seit dem späten 17. Jahrhundert eine wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit.³⁵ Durch die Funktion als Residenzstadt spielte in Bamberg der Hof eine zentrale Rolle in der urbanen Gewerbelandschaft. Er fungierte als Großabnehmer und bot insbesondere in der Ausstattungs-, Kunst- und Baubranche Arbeit für zahlreiche Handwerksbetriebe. Auch die fürstbischöfliche Hofhaltung und die Verwaltung des geistlichen Territoriums selbst sorgten durch ihren hohen Bedarf an Dienstboten und Kanzleiangestellten für eine Vielzahl von Arbeitsplätzen.³⁶ Der Schwerpunkt der Bamberger Wirtschaft lag allerdings im Agrarbereich. Bedeutend waren neben der Holzausfuhr³⁷ vor allem die im Umland der Residenzstadt gelegenen Gärtnereien, die in großem Stil für den Export produzierten.³⁸ Bamberg bildete einen bedeutenden regionalen Verteilermarkt für den oberfränkischen Raum.³⁹ Die merkantilistische Wirtschaftspolitik der Fürstbischöfe förderte zu diesem Zweck Straßenbau und Schiff-

³⁴ Der Zeitgenosse Adalbert Friedrich Marcus gibt 1790 die Einwohnerzahl der Stadt Bamberg mit 20.000 bis 21.000 an. Vgl. Marcus, Adalbert Friedrich: Von den Vortheilen der Krankenhäuser für den Staat. Bamberg/Würzburg 1790, S. 111. Diese Zahlen werden von einigen neueren Arbeiten übernommen, während andere deutlich niedrigere Werte ansetzen. So bestimmt beispielsweise Neukam ungefähr 15.000 Stadtbewohner für das Ende des 18. Jahrhunderts. Neukam (1949), S. 8. Genaue Zahlen lassen sich erst für die Jahre 1811/12 finden, für die die statistische Erhebung von Monteglas eine Bevölkerungszahl von 17.095 ermittelt. Vgl. Maierhöfer, Isolde: Bamberg. Geschichte und Kunst. Ein Stadtführer. Bamberg 1973, S. 70.

³⁵ Häberlein (2008), S. 11.

³⁶ Vgl. Wild, Karl: Staat und Wirtschaft in den Bistümern Würzburg und Bamberg. Eine Untersuchung über organisatorische Tätigkeit des Bischofs Friedrich Karl von Schönborn 1729-1746. (= Heidelberger Abhandlungen, Bd. 15). Heidelberg 1909, S. 4. [= Wild (1909)]; Hermann, Erwin: Gesellschaft und Wirtschaft. In: Roth, Elisabeth (Hrsg.): Oberfranken in der Neuzeit bis zum Ende des Alten Reichs. Bamberg 1984, S. 83-148, hier S. 140. [= Hermann (1984)]; Miekisch, Horst: Absolutismus und Barock in Bamberg. Vom Westfälischen Frieden bis zur Schönbornzeit 1648-1746. (= Darstellungen und Quellen zur Geschichte Bambergs, Bd. 1). Bamberg 1998, S. 9.

³⁷ Vgl. Schneidawind (1795) S. XXXVIII – XLI.

³⁸ Vgl. Hermann (1984) S. 124-131.

³⁹ Vgl. Hermann (1984), S. 140.

fahrtswesen, so dass ein vielfältiges Speditions- und Fuhrnetzwerk entstand.⁴⁰ Außerdem fällt in diesen Zeitraum die Gründung zahlreicher privater Handelshäuser, die eine Vielzahl von Gehilfen, vom Faktor bis zum Ladendiener, beschäftigen.⁴¹ Der Landesherr began Ende des 18. Jahrhunderts auch erste Ansätze industrieller Produktion zu unterstützen.⁴² Doch wurde die gewerbliche Produktion weiterhin vorrangig von traditionellen Handwerkern ausgeübt.⁴³

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts bildete die Stadt Bamberg keinen einheitlichen Rechtsbezirk. Sie zerfiel in die Immunitäten, die geistlicher Herrschaft unterstanden, sowie das vom Stadtrat verwaltete Stadtgericht. In der Stadtverwaltung nahm der vom Fürstbischof ernannte Vizedom eine Schlüsselposition ein. Der Stadtrat wurde aus einer Vorschlagsliste des Fürstbischofs gewählt und unterstand weitgehend dem landesherrlichen Einfluss. Neben zivilgerichtlichen Befugnissen nahm das städtische Kollegium Aufgaben im Bereich ‚Policeysachen‘ wahr. Dazu zählten unter anderem die Bestimmung der Lebensmitteltaxen, die Aufsicht über das Bauwesen und über die kommunalen Anstalten und Stiftungen und die Bürgerrechtsverleihung. Als zentrale Finanzstelle der Stadt verzeichnete die Stadtwochenstube die bei der Bürgerrechtsverleihung fälligen Gelder in den Bürgerbüchern.⁴⁴

2.3 Quellen

Der Titel der Bamberger Bürgerbücher lautet mit gewissen Abwandlungen wie folgt: *Einschreib-Buch Darin alle die Jenige Zufinden welche sowohl*

⁴⁰ Vgl. Schremmer, Eckart: Handelsmerkantilistische Bestrebungen in den Mainterritorien. In: Spindler, Max (Hrsg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte. Franken, Schwaben, Oberpfalz bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, Bd. 3, Erster Teilband. München 1971, S. 525-529, hier S. 528; Hermann (1984), S. 140.

⁴¹ Vgl. Hermann (1984), S. 142f.

⁴² Vgl. Morlinghaus, Otto: Zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte des Fürstentums Bamberg im Zeitalter des Absolutismus. (= Erlanger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Neue Folge, Bd. 3). Erlangen 1940, S. 101f; Hermann (1984), S. 134; vgl. auch Schneidawind (1795), S. XXVI – XXXVII.

⁴³ Wild (1909), S. 4.

⁴⁴ Vgl. Zink, Robert: Bamberg 1802-1803. Stadtverwaltung zwischen Hochstift und Kurfürstentum. In: Historischer Verein Bamberg. Jg. 120 (1984), S. 565-577, hier S. 568-572; Weiß (1998), S. 184.

das klein als grose Burger-Recht für sich und ihre HausFrauen erkaufft haben [...].⁴⁵ Die Dokumentation der Gebühren beginnt 1625, die Einträge des letzten Bandes enden im Jahr 1819. Es fehlt lediglich das Buch Nr. 2, das den Zeitraum von 1660 bis 1675 umfasst hätte. Es scheint außerdem schon vor 1625 ein *alte[s] Registerlein*⁴⁶ gegeben zu haben, welches sich aber nicht erhalten hat. Diese Überlieferungssituation gewährleistet also eine nahezu lückenlose Rekonstruktion der Bürgereinschreibungen über knapp 200 Jahre. Verzeichnet wurden in den Bürgerbüchern Neubürger, also Fremde, die sich in Bamberg niederließen, sowie Personen, die aus einer der Immunitäten in das Stadtgericht gezogen waren. Daneben sind die Ergänzungen zum großen Bürgerrecht verzeichnet, die auch einheimische Bürger vornehmen mussten, sofern sie Handel treiben wollten. Die handschriftlichen Bände sind zwischen knapp 120 und 680 Seiten stark. Aus einer Vielzahl von verschiedenen Händen tritt vor allem ein Schreiber hervor, der über einige Jahrzehnte und über mehrere Bände hinweg die Bürgerrechtseinträge verzeichnete und sich sogar namentlich fassen lässt: Johann Rochus Karell.⁴⁷ Anhand eines Beispiels aus der Mitte des Untersuchungszeitraums soll gezeigt werden, wie sich das Grundschema eines Bürgerrechtseintrags im Detail gestaltete:

6 fl. Zalt M[eiste]r Hanß Wolfgang Ries, Knöpfmacher (so dermahlen Von Würzburg heraus gezogen) und Evam Dorotheam Lohnerin, Burgers- und Knopfmachers-wittib alhier geheyrathet, für seine person, wegen des kleinen Burgerrechts, Eingeschrieben den 4ten Jan. 1744.⁴⁸

Nach der Gebührenhöhe werden Vor- und Nachname, gegebenenfalls Rufname der betreffenden Person genannt. Es folgt die Berufsbezeichnung, wobei stellenweise auch Wendungen wie *Duchmachers-Sohn*⁴⁹,

⁴⁵ Die Titel und Signaturen der Bürgerbücher sind dem Quellenverzeichnis am Ende des Beitrags zu entnehmen.

⁴⁶ Erwähnt wird dieses beispielsweise in StadtABa B 7 Nr. 1 fol. 28v.

⁴⁷ Karell führt von ungefähr 1682 an bis 1748, also über vier Bände hinweg, als Schreiber der Stadtwochenstube die Bürgerrechtseintragungen. Belege zu seiner Person finden sich in B 7 Nr. 5 fol. 27r. und 152v.

⁴⁸ StadtABa B 7 Nr. 8 fol. 223v.

⁴⁹ Beispielsweise StadtABa B 7 Nr. 7 fol. 232r.

vereinzelt auch *dermaliger Obsthändler*⁵⁰ oder *angehenthder Bettelvogt*⁵¹ auf die Tätigkeit der Eltern beziehungsweise auf vorherige oder neu aufgenommene Berufe verweisen. Die Herkunft der Neubürger ist zum Teil sehr präzise aufgeführt. Daneben sind auch Einträge mit wenig konkreten Angaben wie *aus dem Welschland*⁵² zu finden.

Auch der Ehepartner ist, jedoch im seltensten Fall vollständig, mit Angaben zu Vor- und Nachname, Stand, Ehestand, Beruf, Herkunftsort, Name und Beruf des Vaters oder vorherigen Ehepartners aufgeführt. Außerdem wird vermerkt, für welchen der Ehepartner das Bürgerrecht erworben wurde, also *für seine Person* oder *für sein Hausfrauen*, und ob möglicherweise Kinder in das Bürgerrecht mit ein- oder davon ausgeschlossen wurden. Die Einträge enden mit dem Datum der Einschreibung. In einigen der älteren Bürgerbücher finden sich unter den Einträgen verschiedene Ergänzungen, Kommentare oder Verweise auf andere Einträge.

Die Bürgerbücher beinhalten Informationen über diejenigen Personen, die de facto als Neubürger in Bamberg aufgenommen wurden oder ihr bestehendes kleines Bürgerrecht zum großen ergänzten. Hinzugezogen wurden Quellen, die daneben Auskunft über das damals geltende Regelwerk, also über die normativen Grundlagen geben. Für das Bürgerrecht in Bamberg gibt es allerdings nicht ‚das‘ Bürgerrechtsgesetz. Das heißt eine komprimierte Aufstellung der mit dem Status verbundenen Rechte und Pflichten oder der gültigen Regeln zur Erlangung des Bürgerrechts existiert nicht. Vielmehr scheint ein allseits bekanntes, wohl schon aus dem Mittelalter tradiertes Gewohnheitsrecht gegolten zu haben, das nicht schriftlich fixiert wurde. Ergänzend hinzugezogen werden konnte diesbezüglich eine Akte des Bamberger Stadtarchivs, die aus insgesamt 20 Schriftstücken aus den Jahren 1697 bis 1801 besteht. Darin befinden sich vor allem verschiedene Dekrete und eine Verordnung der fürstbischöflichen Regierung sowie die dazugehörigen Antwortberichte des Stadtrates. Auch enthalten sind vereinzelte Supplikationen des Stadtrates an den Fürstbischof.⁵³ Da sich die Beteiligten über

⁵⁰ Hier exemplarisch StadtABa B 7 Nr. 10 fol. 94r.

⁵¹ Ebenfalls beispielhaft StadtABa B 7 Nr. 8 fol. 71r.

⁵² StadtABa B 7 Nr. 5 fol. 135r.

⁵³ StadtABa B 4 Nr. 176.

Rechte und Pflichten der Bürger scheinbar einig waren, thematisieren die Schreiben in erster Linie die mit den Voraussetzungen zur Aufnahme verbundenen Fragen. Bestimmendes Thema war auch die wohl strittige Abgrenzung des kleinen und großen Bürgerrechts.⁵⁴ Es ging letztlich darum, welcher Personenkreis zum städtischen Bürgerrecht zugelassen werden sollte und für welche Berufsgruppen welcher Bürgerrechtstyp gedacht war.

3. Das Bamberger Bürgerrecht

3.1 Wer? Personenkreis der eingeschriebenen Bürger

Bürgermeister und Stadtrat formulierten in ihrem Bericht 1697, *dass Ein Jedweder welcher in dem allhiesig Stad gericht Häuslich sich aufhalten, und bürgerlich nehren will*,⁵⁵ das Bürgerrecht benötigte. Hausbesitz und Bürgerrecht waren also eng miteinander verknüpft. In einer wohl aus dem Jahr 1780 stammenden Aufstellung hieß es darüberhinaus: *Jm Grunde müßte sonst jeder Haußbesitzer Bürger seyn [...]*.⁵⁶ Anhand der Bürgerbücher lässt sich nicht nachweisen, ob dem tatsächlich so war. Hierzu müssten andere Quellen, wie zum Beispiel Steuerlisten hinzugezogen werden. Der ‚bürgerliche Nahrungserwerb‘ bezieht sich in erster Linie auf Handwerk und Handelstätigkeit. In diesem Zusammenhang wurde die Unterscheidung zwischen dem kleinen und dem doppelt so teuren großen Bürgerrecht relevant. Jeder Handwerksmeister, der seinen Beruf in der Stadt Bamberg ausüben wollte, war verpflichtet, das kleine Bürgerrecht zu erwerben; Händler benötigten das große. Der Stadtrat der Stadt Bamberg definierte gegenüber der fürstlichen Policykommission 1771, *dass nach derer uralten observanz [...], welcher das große Burger Recht an sich gebracht, nicht nur allein mit Ellen, gewicht, und Maaß [zu] handeln, sondern auch allerhand mercantalia centner- oder Stuckweiß ein- und wie-*

⁵⁴ Daneben treten auch konfliktträchtige Angelegenheiten wie die privilegierte Stellung der Hofhandwerker, die Aufhebung der Immunitäten oder der Festlegung eines bestimmten Mindestvermögens hervor. Diese Aspekte können im vorliegenden Beitrag keine weitere Berücksichtigung finden, sollen aber der Vollständigkeit halber erwähnt werden.

⁵⁵ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 2r.

⁵⁶ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 37r.

derum [zu] *VerKauffen* berechtigt sei.⁵⁷ Doch lassen sich diese Berufsgruppen bei weitem nicht so einfach voneinander trennen. So gab es Kaufleute, die einem handwerklichen Gewerbe nachkamen⁵⁸ und viele Zunftmeister, die als Zuverdienst neben der Tätigkeit in ihrer Werkstatt auch Handel betrieben.⁵⁹ Sobald nicht eigens produzierte Waren verkauft wurden, war der Erwerb des großen Bürgerrechts vorgeschrieben.⁶⁰ Den Bürgerrechtseinträgen nach zu urteilen, scheinen auch Bierbrauer, Schnapsbrenner und Gastwirte das große Bürgerrecht benötigt zu haben. Eine entsprechende schriftliche Fixierung dieser Regelung konnte allerdings bisher nicht ausgemacht werden. Von städtischer Seite explizit erwähnt werden an einer Stelle zudem die *Apothecker, Büttner, becken, Chirurgi, Roth- und Weißgerber dann die Müllermstrn, welche ihre Melberes treiben, welche ebenfalls das grose Burger Recht an sich zu bringen* hatten.⁶¹

Inwieweit sich diese formalen Vorschriften bezüglich des zum Bürgerrecht zugelassenen Personenkreises auch in der Praxis der Neubürgeraufnahmen wiederfanden, zeigt die Analyse der städtischen Bürgerrechtseintragungen. Beim überwiegenden Teil der eingeschriebenen Bürger handelte es sich um Handwerksmeister. Wie zu erwarten, zählten die Gärtner, Fischer, Büttner und Bierbrauer, Bäcker sowie die Schuster, Schneider, Tuchmacher zu den zahlenmäßig stärksten Gruppen. Wohl gut 200 Personen wurden als *Handelsbürger, Krämer* oder mit spezifischerer Angabe beispielsweise als *Zitronenhändler* bezeichnet – ein im Vergleich zur Gesamtzahl von gut 8.800 Einschreibungen verschwindend geringer Anteil. In den Bürgerbüchern traten außerdem diverse Stadtangestellte, fürstbischöfliche Beamte, Hofbedienstete, Militärs, Lehrer, Kutscher, Boten und ähnliche Berufe hervor, welche das

⁵⁷ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 27r.

⁵⁸ Beispielsweise ein *Handelsbürger und Fischermeister*. StadtABa B 7 Nr. 9 fol. 48v.

⁵⁹ Ein Bäcker ergänzt beispielsweise *wegen vorhabender Handlung* sein kleines Bürgerrecht zum großen. StadtABa B 7 Nr. 9 fol. 90v.

⁶⁰ Vgl. hierzu die Liste des Stadtrates von 1697, welche in formeller Aufstellung die wohl tatsächlich in Bamberg verbreiteten Nebenerwerbe aufzählt. Hier hieß es, dass der *Beüdler neben seiner selbst gemachthen Arbeit, von anderen mehr schon fertigtigte handschuch, beütl, Ranzen und feltEysen darzu erkaufet, [...] der Beckh neben seinem Brodsbackh, dabey mit allerley Getreyd Sahmenwerckh und ec. Handeln* würde und so fort. StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 3r. und 3v.

⁶¹ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 27r.

Berufsspektrum der frühneuzeitlichen Residenzstadt ergänzten, auch wenn sie in den untersuchten Schreiben von Stadtrat und landesherrlicher Regierung keine Erwähnung fanden. Es gab außerdem vereinzelte Rosenkranzbinder, Maulwurffänger oder Kahnfahrer. Auffällig sind einige Handwerksgesellen und sogar Tagelöhner, die als Neubürger aufgenommen wurden. Deutlich zeigt sich in den Einträgen der Zusammenhang von Handelstätigkeit und großem Bürgerrecht. Zugezogene fremde Händler erwarben durchweg das große Bürgerrecht, bei Altbürgern, die ihr bestehendes kleines Bürgerrecht zum großen ergänzten, findet man zum Teil Zusätze wie *wegen der Tändely*⁶² oder *das Crämblein längst Zugemacht*.⁶³ Der Bürgerbuchsreiber Karell notierte auf einer Seite, auf der 1701 einige Schmiede eingetragen wurden, den mahnenden Hinweis: *Jhr Schmied, wan Jhr wolt gemachte Waafen selbst Kaufen und wider verkaufen, so Lauft es ins große Burgerrecht*.⁶⁴

In Bamberg war das Bürgerrecht nicht allein den Männern vorbehalten, sondern auch für Frauen war offenbar ein eigenständiges Bürgerrecht üblich. In den Berichten der Stadt kommt dies zwar nicht explizit zur Sprache. Es ist deshalb auch keine Aussage darüber möglich, ob oder inwiefern sich der Inhalt des Bürgerrechts der Frauen von dem der Männer unterschied. Die genannte Gebührenhöhe bezog sich in den normativen Auflistungen jedoch ganz offensichtlich auf Mann und Frau zusammen; 1755 lautet die Formulierung explizit *2. fremde verehligte Personen*⁶⁵. Die Einträge in den Bürgerbüchern führen ein Ehepaar tatsächlich als Einheit nach dem Schema:

*<Betrag> fl. Zahlt <Name des Ehemanns>, <Beruf des Ehemanns> aus <Herkunfts-
ort des Ehemanns> für sich und sein Hausfrauen <Name der Ehefrau> beide für das
kleine Burgerrecht [...]*

Heiratete ein Bamberger Bürger eine des Bürgerrechts unfähige Fremde oder eine Frau aus einer der Immunitäten, so wurde auch für diese das Bürgergeld fällig. Die Ehefrau wurde dann unter dem Namen ihres Mannes verzeichnet. Doch gab es auch einige Fälle, in denen eine Frau

⁶² StadtABa B 7 Nr. 8 fol. 36r.

⁶³ StadtABa B 7 Nr. 5 fol. 119v.

⁶⁴ StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 65v. und 66r.

⁶⁵ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 15v.

für sich selbst das Bürgerrecht erwarb beziehungsweise zum großen ergänzte. Dabei handelte es sich meist um Handwerkerwitwen.⁶⁶ Neben den Witwen gab es auch vereinzelte Belege für meist ledige,⁶⁷ selten sogar verheiratete Frauen,⁶⁸ die für sich selbst das Bürgergeld entrichteten.

Besaßen beide Elternteile das Bürgerrecht, so ging dieses in Bamberg auch auf deren Kinder über.⁶⁹ Diese konnten den Rechtsanspruch später ohne die Leistung eines Bürgergeldes aktivieren, sie hatten lediglich das Feuereimergeld zu bezahlen.⁷⁰ Das Bürgerrecht war also quasi erblich. Allerdings mussten die Kinder nach dem Erwerb des Bürgerrechts der Eltern geboren worden sein. *Die schon erzeugten Kinder derley aufgenommen werdenden Frembdlingen*, hieß es in einer auf den 6. Februar 1771 datierten Zusammenstellung des Stadtrates, *das Burger Recht nicht über Kömmen, wann nicht die Eltern solches für dieselben besonders mit nehml[iche]n Summe als wie für sich selbst, bezahlen*⁷¹. In den Bürgerbüchern wurde deshalb gesondert aufgeführt, wenn die Kinder vom Bürgerrecht ausgeschlossen waren. Allem Anschein nach wurde in dieser Hinsicht bei den Eintragungen nicht immer konsequent verfahren. Man

⁶⁶ Vgl. exemplarisch eine verwitwete Obsthändlerin in StadtABa B 7 Nr. 8 fol. 157v.

⁶⁷ Vgl. u.a. eine ledige Näherin in StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 195r.

⁶⁸ Vgl. beispielsweise die Frau eines Hauptmanns in StadtABa B 7 Nr. 1 fol. 45r.

⁶⁹ Hier wird wiederum das Bamberger Spezifikum eines eigenständigen Bürgerrechts für Frauen deutlich. Dem Universallexikon Heinrich Zedlers ist zu entnehmen, *dass es meist genug* [sei], *wenn der Vater ein Burger ist, und auf die Mutter nicht zu sehen* [sei], *wo es nicht ein sonderliches Statutum erfordert* [...]. Bamberg scheint einer dieser Orte mit diesbezüglich besonderen Bestimmungen zu sein. Zedler (1733), Sp. 1877.

⁷⁰ Vgl. StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 15r. Ebenso in Forchheim. Vgl. Glas (2008), S. 146. Die Verordnung von 1757 schreibt dann auch für Bamberger Bürgerkinder die Gebühr von 4 fl. vor. Ob diese Regelung tatsächlich angewendet wurde, lässt sich anhand der Bürgerbücher nicht nachweisen. Möglicherweise wurden diese Gelder an anderer Stelle vermerkt.

⁷¹ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 26v.

ging deshalb dazu über, den Status eines Kindes anhand des Taufscheins zu bestimmen.⁷²

Die in Bamberg geforderten Voraussetzungen zum Erwerb des Bürgerrechts lassen sich recht gut rekonstruieren. Auch bei Neubürgern wurde Mittels des *geburthsbriffs*] vermutlich die eheliche und ehrliche Geburt sowie die katholische Konfessionszugehörigkeit nachgewiesen.⁷³ Die Bamberger Ratsherrn berichteten Mitte des 18. Jahrhunderts, dass sie bei den Neubürgeraufnahmen angeblich auch *jedes mahlen den schuldi-gen bedacht gehabt niemand der Von einer bekanntlich üblen Lebens Arth oder sich zu ernähren ohnvermögend solches Burgerrecht mitzuthemen*.⁷⁴ Ein guter Leumund und die Fähigkeit, seinen Lebensunterhalt zu sichern, waren weitere Bedingungen. Hinzu kam auch in Bamberg ein gewisses Mindestvermögen, das anfangs bei 200 Gulden lag.⁷⁵ Später wurde es vom Fürstbischof für Fremde auf 500 Gulden erhöht, da dieser mittello-se Personen davon abhalten wollte, sich in der Residenzstadt niederzulassen.⁷⁶

In den Bürgerbüchern fanden diese Bestimmungen nur vereinzelt ihren Niederschlag. So wurde in einzelnen Fällen beispielsweise eine Frau als die *eheliche Tochter* eines Kammerschreibers bezeichnet.⁷⁷ Der zuerst schon eingetragene Schneidergeselle Anthony Thal, der eigentlich die Witwe Catharina Barbara Byßgenin heiraten wollte, wurde *aus ursachen weilen derselbe gedachte wittib nicht geheyrathet, und seines üblen aufführens wegen aus gegenwärtigem Bürgerbuch ausgeschrieben*.⁷⁸ Trotz der Bestimmungen zu Mindestvermögen und Unterhaltssicherung wiesen die

⁷² Im Bürgerbuch Nr. 5, das den Zeitraum von 1757 bis 1784 umfasst, (StadtABA B 7 Nr.7) ist hierzu auf einer den Bürgereintragungen vorangestellten, nicht mit Folionummerierung versehenen, Seite zu lesen: *Wie wohl in diesem und vorhergehenten Einschreibbuch etliche Kinder von dem Bürgerrecht ausgeschlosser eingetragen, weilen man aber gewahr worden, das die Väder bey Jhrer Bürgerrechtsein Kaufung die vorhero erzeugte Kinder nicht alle angezeigt, also ist die sicherste prob, wan dergleich Kinder mit der Zeit sich auf Jhr geerbets Bürgerrecht beziehen wollten, das sie Jhr fähigkeit mit den TaufZedul liquidieren, damit beyden Theilen nicht möge Unrecht geschehen*.

⁷³ In dem Bericht des Stadtrats von 1697 heißt es, der Anwärter auf das Bürgerrecht müsse *seine[n] geburthsbrif produciren*. StadtABA B 4 Nr. 176 fol. 2r.

⁷⁴ StadtABA B 4 Nr. 167 fol. 11v.

⁷⁵ Vgl. StadtABA B 4 Nr. 176 fol. 2r.

⁷⁶ Vgl. StadtABA B 4 Nr. 176 fol. 17r. und 18r.

⁷⁷ StadtABA B 7 Nr. 5 fol. 96v.

⁷⁸ StadtABA B 7 Nr. 7 fol. 280v.

Bürgerbücher eine Vielzahl von eingeschriebenen Personen auf, die diese Voraussetzungen eigentlich nicht zu erfüllen schienen. Vor allem in den älteren Bänden wurden die zu dieser Zeit üblichen Ratenzahlungen oft nicht abgeschlossen. Nicht selten vermerkte der Schreiber in diesem Zusammenhang beispielsweise: *Jst nicht zuerfragen*,⁷⁹ *alles hinweg*,⁸⁰ oder auch *Hat kaum d[as] brod Zuessen*.⁸¹ Manchmal wurden sogar die genaueren Umstände ersichtlich, wie beispielsweise bei einem Maurer aus Unterösterreich, Inspektor beim Seehofer Schlossbau: *Anno 1694 hat er Bamberg Quittiert, sein Weib und Kinder neben etlich gemachten Schulden dahier sitzen lassen*.⁸²

In den späteren Bürgerbüchern nahmen solche Fälle augenscheinlich ab. Ob und inwiefern sich der Kreis der eingeschriebenen Personen im Laufe der Zeit tatsächlich veränderte, kann allerdings erst eine quantitative Auswertung zeigen. Zu untersuchen wäre, ob sich, wie im Verlauf der Datenerfassung der Eindruck entstand, eher den weniger wohlhabenden sozialen Schichten zuzurechnende Berufe in der ersten Phase des Untersuchungszeitraumes häuften. Es ließe sich außerdem prüfen, ob beispielsweise die Zahl der Frauen, die für sich selbst das Bürgerrecht erwarben, abnahm.

3.2 Warum? Gründe für die Erlangung des Bürgerrechts

[...] *waß für Wohlthat[en] in Rücksicht auf eine jede Gattung des Bürger-Rechts dem geniesenden Verstattet [werden]*, verlangte bereits im Jahr 1755 Fürstbischof Franz Konrad von Stadion und Thannhausen⁸³ zu wissen. Sowohl die Antwort des Stadtrats als auch die anderen bisher herangezogenen Quellen geben hierüber nur lückenhaft Auskunft. Die Frage nach dem ‚Warum‘, das heißt nach den Gründen für den Erwerb des Bürgerrechts durch die betreffenden Personengruppen und den damit verbundenen Vorteilen und Begünstigungen für die Eingeschriebenen, lässt sich deshalb bisher nicht abschließend klären. Insbesondere eine

⁷⁹ StadtABa B 7 Nr. 5 fol. 47v.

⁸⁰ StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 118r.

⁸¹ StadtABa B 7 Nr. 5 fol. 133r.

⁸² StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 192v.

⁸³ Bamberger Fürstbischof von 1753-1757.

Rekonstruktion möglicher Entwicklungslinien kann auf dieser Basis nicht geleistet werden. Doch sind einige grundlegende Aussagen möglich, die beispielsweise indirekt aus den Ausführungen über die Rechte der Schutzverwandten geschlossen werden können. Neben dem für beide Gruppen floskelhaft garantierten Schutz⁸⁴ wird ein nur den Bürgern zukommender *Anspruch auf Gemeindevermögen*⁸⁵ genannt. Die Schutzverwandten werden in diesem Zusammenhang außerdem als nicht *wählbar* bezeichnet,⁸⁶ was ein theoretisches passives Wahlrecht der Bürger impliziert. De facto stand es allerdings nicht jeder Person der städtischen Bürgerschaft zu, Mitglied des Rates zu werden. Ansehen, die Zugehörigkeit zu einer Familie, die in der Vergangenheit schon mehrfach Ratsmitglieder gestellt hatte und vor allem wirtschaftliche Abkömmlichkeit waren entscheidende Kriterien. Marco Eckerlein hat in seiner Studie zur politischen Führungsschicht in Bamberg nachgewiesen, dass von 1500 bis 1627 insgesamt 287 Bürger die 28 Ratstellen besetzten. Bei einer anzunehmenden Einwohnerzahl von zu dieser Zeit ungefähr 12.000 Einwohnern war dies ein relativ großer Kreis. Langjährige politische Partizipation und entscheidende Schlüsselpositionen blieben aber einer bedeutend kleineren Gruppe zugänglich. Für das Stichjahr 1614 finden sich für 18 der 28 Personen die Berufsangaben. Die genannten Ratsherrn waren vorwiegend Händler und fürstbischöfliche oder domkapitularische Beamte, darunter aber auch ein Kürschner und ein Rotgerber.⁸⁷

Am 30. Januar 1777 berichten Bürgermeister und Stadtrat an die Policykommission zudem von einer in Abgrenzung zu den Bewohnern der Immunitätsbezirke lediglich *denen Burgern der altstadt zu statt kommenden[en] zoll befreyung in der kayserlich freyen ReichsStadt Franckfurt und zu Maynz*.⁸⁸

⁸⁴ Vgl. StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 15r. und 38r.

⁸⁵ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 38r.

⁸⁶ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 38r.

⁸⁷ Vgl. Eckerlein, Marco: Die bürgerliche politische Führungsgruppe in Bamberg zu Beginn der Frühen Neuzeit. In: In: Häberlein, Mark/ Kech, Kerstin/ Staudenmaier, Johannes (Hrsg.): Bamberg in der Frühen Neuzeit. Neue Beiträge zur Geschichte von Stadt und Hochstift. (= Bamberger Historische Studien, Bd. 1). Bamberg 2008, S. 77-172; hier S. 85, 89, 94f., 111. Eine entsprechende Studie für den weiteren Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts liegt bisher nicht vor.

⁸⁸ StadtABa B 4 Nr. 167 fol. 28r. und 28v.

Nicht zuletzt berechnete das Bürgerrecht zur Ausübung einer Handwerks- beziehungsweise Handelstätigkeit. Der Erwerb war für Gewerbetreibende und Händler also eine Muss-Bestimmung. Wer diese erfüllte, dem wurde laut Bürgermeister und Stadtrat wörtlich *auch nicht versaget einige hanthierung oder handwerckh Zutreiben*⁸⁹. Damit folgt das Bamberger Bürgerrecht einem sich seit dem Spätmittelalter generell abzeichnenden Trend, der das Recht Handel und Gewerbe zu treiben zunehmend auf die Inhaber des städtischen Bürgerrechts beschränkte.⁹⁰

Am Beispiel der Städte Ravensburg und Frankfurt am Main zeigt Eberhard Isenmann, dass der bürgerliche Rechtsstatus bei weitem nicht immer als erstrebenswert galt, sondern bestimmten Personengruppen vom städtischen Rat aufgenötigt werden konnte.⁹¹ Auch manche Einträge der Bamberger Bürgerbücher weisen in dieser Hinsicht auf gewisse Uneinigkeiten zwischen den Bewohnern und den zuständigen städtischen Stellen hin. Im Eintrag des Büttners Jobst Herbst heißt es, er *zalle d[as] groß[e] Bürgerrecht nit weilen er nit breüe*⁹². Der Gärtner Kilian Weickart war der Ansicht: *Wer nur mit Zwieblen handel[t], [...] seye solches nit schuldig*. Er musste aber letztlich doch die volle Gebühr bezahlen.⁹³ Der Büttner Pankraz Schohr hatte laut einer Notiz im entsprechenden Bürgerbuch *sich weder in das klein noch grose burgerrecht eingelassen, uneracht er vilmahlen deswegen] erfordert worden*.⁹⁴

Als Druckmittel drohte die Stadt in einigen Fällen mit dem Aberkennen des Meisterrechts oder auch mit Arrest.⁹⁵ Die Wirkung einer solchen Maßnahme bleibt jedoch fraglich.

⁸⁹ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 2r.

⁹⁰ Vgl. Kroschell (1971), Sp. 551.

⁹¹ Vgl. Isenmann (2002), S. 207.

⁹² StadtABa B 7 Nr. 1 fol. 30r.

⁹³ StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 212r.

⁹⁴ StadtABa B 7 Nr. 5 fol. 152v.

⁹⁵ So findet sich in StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 15r. die Drohung, dass bei Unterlassen der Zahlung *Jhme das handwerk gesperrt werden solle*. Im selben Bürgerbuch heißt es dann auf fol. 163r.: Der Schuldner *Soll bey Vermeydung der gefängnus* den ausstehenden Restbetrag begleichen.

3.3 Wie? Modalitäten der Bürgerrechtseinschreibungen

Hinsichtlich der genauen Vorgehensweise bei der Einschreibung in das Bürgerbuch lässt sich festhalten, dass ein Bürgerrechtsanwärter, wie erwähnt, seine eheliche und ehrliche Herkunft durch den Geburtsbrief und das geforderte Mindestvermögen durch das Stellen eines Bürgen nachzuweisen hatte.⁹⁶ Ein Dekret von 1786 verlangt dann ausdrücklich, *in Zukunft keinem neuen Bürger, der nicht hausslich angesessen ist, das große Bürgerrecht zu ertheilen*.⁹⁷ 1801 hieß es dann in einem weiteren Dekret explizit, der Bewerber müsse sich *vorher über den Von ihm zu treibenden nahrungs Zweig hinlänglich legitimiert haben*.⁹⁸ Wie vielerorts üblich hing die Vergabe des Bürgerrechts sehr eng mit dem Meisterrecht zusammen, welches aber erst nach der Aufnahme in das Bürgerbuch erlangt werden konnte.⁹⁹ Scheiterte die Zulassung als Handwerksmeister, wurde dem Kandidaten das Bürgergeld wieder zurückgezahlt.¹⁰⁰

Während die an die Stadt gerichteten Schreiben anfangs eher den Charakter von Nachfragen besaßen, nahm der Ton im Laufe der Zeit zunehmend befehlenden Charakter an. Die fürstbischöfliche Regierung schien mehr und mehr Einfluss auf die Neubürgeraufnahmen zu gewinnen. Ab 1760 musste an das Vizedomamt eine Aufstellung aller um das Meisterrecht ansuchenden Handwerksgesellen abgeliefert werden, die zuvor das Bürgergeld zu bezahlen hatten.¹⁰¹ Vierzig Jahre später verfügte die Regierung, dass *jedes mal Von einem halben Jahr zum anderen die Liste der neüaufgenommenen Bürger mit Bemerkung des Nahrungs-zweiges*¹⁰² abgeliefert werden solle. Bei Nichtbefolgen drohte eine Geldstrafe.

⁹⁶ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 2r. Ob tatsächlich in jedem Fall einer Neubürgeraufnahme das Aufstellen von Bürgen erforderlich war, bleibt unklar. In den Bürgerbüchern selbst werden nur vereinzelt Bürgen benannt, so beispielsweise im Bürgerbuch Nr. 4 (StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 27v.).

⁹⁷ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 30v.

⁹⁸ StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 33r.

⁹⁹ Vgl. StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 96v.; Kluge (2007), S. 129.

¹⁰⁰ Vgl. z.B. StadtABa B 7 Nr. 9 fol. 120v.

¹⁰¹ Vgl. StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 23r.

¹⁰² StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 32r.

Wurde dem Bewerber das Bürgerrecht zuerkannt, so hatte dieser die Gebühr zu entrichten und wurde als Neubürger in das Bürgerbuch eingeschrieben. Anfangs betrugen die zu zahlenden Gelder für eine Person 6 fl. für das kleine und 12 fl. für das große Bürgerrecht.¹⁰³ Eine Verordnung des Fürstbischofs Franz Konrad von Stadion und Thannhausen vom 8. Februar 1757 erhöhte die Gebühren auf 12 fl. 30 kr. beziehungsweise 25 fl.¹⁰⁴ Bis Juni desselben Jahres verlangte die Stadt für das Bürgerrecht noch die bisherige Gebühr von 6 beziehungsweise 12 fl.¹⁰⁵ Dann setzte man die obrigkeitliche Anweisung um und vermerkte die Neubürger in einem eigens angefangenen Band mit dem Titel: *Einschreib-Buch Darin all die Jenige Zufinden, welche sowohl das kleine als das Grosse Buegerrecht nach der hochfürstl. Neuen Verordnung von 8. Feb. 1757 für sich und ihre Hausfrauen erkaufft haben.*¹⁰⁶ Im Jahr 1805 wurden die Bürgergelder noch einmal angehoben.¹⁰⁷ Ein Anstieg der bei der Neubürgeraufnahme fälligen Gebühr war jedoch eine Tendenz, die von der Forschung als für das 18. Jahrhunderts typisch konstatiert wird.¹⁰⁸ Wie auch in Forchheim¹⁰⁹ waren jedoch in Ausnahmefällen Ermäßigungen oder die unentgeltliche Aufnahme in die Bamberger Bürgerschaft möglich. In Anerkennung langjähriger Dienste wurden gelegentlich Hofbedienstete¹¹⁰, Hofhandwerker¹¹¹, Ratsherren¹¹² oder im Stadtdienst tätige Personen¹¹³ in das meist große Bürgerrecht kostenlos aufgenommen. Ein anderer Grund, von der üblichen Gebührenhöhe abzuweichen, konnte besondere Bedürftigkeit sein. Einem Kammacher aus Salzburg ist zum Beispiel der noch ausstehende Betrag für die mittler-

¹⁰³ Vgl. StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 14v.

¹⁰⁴ Vgl. StadtABa B 4 Nr. 176 fol. 17v.

¹⁰⁵ Vgl. StadtABa B 7 Nr. 8.

¹⁰⁶ Vgl. StadtABa B 7 Nr. 9.

¹⁰⁷ Eine entsprechende Verordnung konnte bisher nicht ausgemacht werden. Die nun veranschlagte Gebührenhöhe von 15 fl. 37 ½ kr. für das kleine bzw. 31 fl. 15 kr. für das große Bürgerrecht kann jedoch den Eintragungen des letzten Bürgerbuches entnommen werden. Vgl. StadtABa B 7 Nr. 10.

¹⁰⁸ Vgl. Fahrmeir (2005), Bürgerrecht, Sp. 578.

¹⁰⁹ Vgl. Glas (2008), S. 146.

¹¹⁰ Vgl. z.B. ein Hoflakai StadtABa B 7 Nr. 5 fol. 28r.

¹¹¹ Vgl. z.B. der Hofschreiber Andreas Bauer StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 225v.

¹¹² Vgl. z.B. StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 124v.

¹¹³ Vgl. z.B. ein Stadtschreiber StadtABa B 7 Nr. 9 fol. 201v.

weile verstorbene Frau, so er nit lang gehabt, wegen seiner Armut nachgelassen worden.¹¹⁴

Schon mehrfach erwähnt wurde die Möglichkeit, die Gebühren auch in Raten abzuleisten. Vor allem am Anfang des Untersuchungszeitraums, also im 17. Jahrhundert, scheint diese Vorgehensweise generell üblich gewesen zu sein.¹¹⁵ Die Personen wurden in diesen Bänden meist mit einer Anzahlung, zum Teil sogar auch ganz ohne die Leistung jeglicher Gelder eingeschrieben. Weitere Teilzahlungen, die sich oft über Jahre oder sogar über Jahrzehnte erstrecken konnten, wurden jeweils mit entsprechendem Datum ergänzt. Wie sich aus den Einträgen der Bürgerbücher entnehmen lässt, wurden meist bestimmte Zahlungsmodalitäten oder Fristen festgesetzt, welche jedoch von den Neubürgern selten eingehalten wurden. Bei vielen der Einträge wurden die geforderten Gebühren letztlich nicht vollständig bezahlt. Vereinzelt nannte der Schreiber auch den Grund für den Abbruch der Zahlungen. Dies konnte Tod oder Armut der betreffenden Person sein oder auch deren Weggang aus Bamberg. So ist Wolff Obstreüther, ein Tagelöhner und Schutzverwandter, laut einem Vermerk *Durchgangen als ein Fischdieb*¹¹⁶. Der *Mr. Leonard Wolffermann [...] Schuster von Mainz, Ist von seinem aigenen Hündlein, so wüthig war, gebißen worden und d[en] zweyten Tag in der Wütherey gestorben.*¹¹⁷ Sofern möglich, hatten nach dem Tod des Schuldners dessen Witwe,¹¹⁸ deren nächster Ehemann,¹¹⁹ die Erben¹²⁰ oder ein Hauskäufer¹²¹ weiterzuzahlen. So häufen sich vor allem in den älteren Bänden Fälle, in denen die Gebühren nicht von dem Neubürger selbst beziehungsweise dem Mann einer Neubürgerin, sondern von Dritten gezahlt wurden. In diese Kategorie fallen auch mildtätige Unterstützungsleistungen durch das Almosensamt¹²² oder einen freigiebigen

¹¹⁴ StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 61v.

¹¹⁵ Auch in Forchheim wurde bei der Zahlung der Bürgergelder von dieser Option Gebrauch gemacht. Vgl. Glas (2008), S. 146.

¹¹⁶ StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 154v.

¹¹⁷ StadtABa B 7 Nr. 7 fol. 209v.

¹¹⁸ Vgl. beispielsweise StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 69v.

¹¹⁹ Vgl. zum Beispiel StadtABa B 7 Nr. 97v.

¹²⁰ Vgl. StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 93v.

¹²¹ Vgl. z.B. StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 178v.

¹²² Vgl. z.B. StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 95v.

Bürgermeister.¹²³ Bei städtischen Bediensteten wurden die Gebühren manchmal auch mit deren Löhnen,¹²⁴ bei Handwerkern mit für die Stadt geleisteten Aufträgen¹²⁵ verrechnet.

Dies führte auch zu einem in sich optisch verhältnismäßig uneinheitlichen Eindruck der älteren Einschreibbücher, die den Anschein von Arbeitsexemplaren erwecken. Aufgrund der sich über viele Jahre hin erstreckenden Raten wurden Einträge zu nicht abgeschlossenen Zahlungen häufig in das sich chronologisch anschließende Bürgerbuch übertragen und dort weitergeführt. Vielfache Verweise helfen bei der Orientierung. Wurden Ratenzahlungen ordnungsgemäß beendet, scheint der Schreiber der Wochenstube die zugehörigen Einträge als ‚erledigt‘ gestrichen zu haben. Ein weiterer Grund für das Ausstreichen eines Bürgerrechteintrags war gegeben, wenn aufgrund von Armut oder Weggang der betreffenden Person offensichtlich für die Finanzstelle keine Hoffnung auf den Eingang der ausstehenden Gelder bestand.¹²⁶ Daneben trug zu diesen auf den ersten Blick unübersichtlichen Arbeitsbüchern bei, dass darin nicht ein einheitliches Verzeichnungsschema verwendet wurde, sondern mehrere verschiedene Eintragstypen nebeneinander standen. Zu den Fällen, in denen zeitgleich mit der Einschreibung die Gebühren bezahlt wurden, kommen außerdem jene mit Ratenzahlungen und Übertragungen von Restbeträgen in nachfolgende Bände. In den Bänden Nr. 3 und insbesondere Nr. 4 aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts finden sich daneben Tabellen für die quartalsweise zu leistenden Schutzgeldzahlungen der Hintersassen.¹²⁷ Auffällig sind zudem die deutlich sichtbaren Gebrauchsspuren dieser älteren Bände im Vergleich zu den neueren Bänden.

Mit dem fünften Band, also ab 1705, spätestens mit dem 1736 begonnenen sechsten wandelte sich das Bild.¹²⁸ Diese Bürgerbücher wirken im Vergleich zu den früheren übersichtlicher und klarer strukturiert. Die

¹²³ Vgl. z.B. StadtABa B 7 Nr. 6 fol. 211v.

¹²⁴ So ist das Bürgergeld eines Nachtwächters Von Wachgeltsambt alhero bezahlt worden so Ihme alda uf 4 mahl abgezog[en] worden. StadtABa B 7 Nr. 5 fol. 180v.

¹²⁵ Die Gebühr eines Buchbinders wurde beispielsweise mit *de[r] Vormundtbuch Bindung* *abgeschrieben* StadtABa B 7 Nr. 1 fol. 44v.

¹²⁶ Siehe Anm. 70 bis 71.

¹²⁷ StadtABa B 7 Nr. 5 und 6.

¹²⁸ StadtABa B 7 Nr. 7 und 8.

zunehmende Einheitlichkeit rührte nicht zuletzt von gewissen Veränderungen in der Einschreibepaxis und in der Handhabung der Zahlungsmodalitäten her. Die Eintragung der Schutzverwandten fiel völlig weg, Ratenzahlungen nahmen zuerst auffällig ab, bevor sie letztlich ab Mitte des 18. Jahrhunderts nahezu vollständig verschwanden. Außerdem wurden ab diesem Zeitpunkt die geleisteten Teilzahlungen der eingeschriebenen Neubürger nicht mehr einzeln in den Bürgerbüchern verzeichnet, sondern möglicherweise an anderer Stelle dokumentiert. Die nun gängige Handhabung sah anscheinend vor, die Neubürger erst nach Abschluss der Zahlungen in das Bürgerbuch einzutragen. Die zuvor gängigen Streichungen, Ergänzungen, Kommentare und Verweise fielen somit weitgehend weg, was für eine Verwendung der Bände zu wissenschaftlichem Erkenntniszweck allerdings einen gewissen Informationsverlust bedeutet. Das Schema der einzelnen Einträge, also die darin enthaltenen Angaben zu den Personen, gewinnen andererseits an Einheitlichkeit. Beruf, Rechtsstatus, Ehestand, Herkunftsort innerhalb des Hochstifts Bamberg wurden in der Regel vergleichsweise konsequent vermerkt; die Variationsbreite der verwendeten Formulierungen wurde kleiner. Dies bringt wiederum den Vorteil einer Angleichung des Informationsgehalts der einzelnen Bürgerrechtseinträge mit sich.

4. Zusammenfassung

Der Erwerb des Bamberger Bürgerrechts war an ganz bestimmte Voraussetzungen gebunden, welche den zugelassenen Personenkreis begrenzten. Zentrale Bestimmung war der Nachweis wirtschaftlicher Selbstständigkeit durch einen festgelegten Mindestbesitz und die Möglichkeit zum ‚bürgerlichen Nahrungserwerb‘. Außerdem kannte das Bamberger Bürgerrecht eine Differenzierung in ein bei Handwerkstätigkeit zu erwerbendes kleines und ein doppelt so teures großes Bürgerrecht, welches jegliche Handelstätigkeit umfasste. Kinder erbten den entsprechenden Rechtsstand ihrer Eltern. Im Vergleich zu vielen anderen Städten, wo dies nicht üblich war, gab es in Bamberg auch ein eigenständiges Bürgerrecht für Frauen.

Die Einträge der sieben erhaltenen Bürgerbücher spiegeln diese Regelungen im Grunde wider. Beim Großteil der eingeschriebenen Neubürger handelt es sich um Handwerksmeister beziehungsweise deren Ehefrauen. Auch der Zusammenhang zwischen Handel und großem Bürgerrecht wird deutlich. Die Zulassung von einigen Gesellen, Tagelöhnern und Personen, welche die Zugangsvoraussetzungen offensichtlich nicht erfüllten, zeigt zudem, dass es sich beim Bamberger Bürgerrecht nicht um einen völlig exklusiven Rechtsstand gehandelt hat. Dennoch dürfte die Bürgerschaft eine Minderheit der städtischen Bevölkerung ausgemacht haben. Wie sich die Aufnahmepraxis im Laufe der Zeit veränderte und inwieweit sie mit wirtschaftlichen Konjunkturentwicklungen zusammenhing, bleibt noch zu zeigen.

Welche genauen ökonomischen und politischen Privilegien sowie abzuleistenden Pflichten mit dem Bamberger Bürgerrecht verbunden waren, lässt sich anhand der untersuchten Quellen bislang nur unzureichend beantworten. Somit lassen sich auch die Motive zum Erwerb des Bürgerrechts nur erahnen. Zwar wurde ein passives Wahlrecht zugesichert, die tatsächlichen politischen Partizipationsmöglichkeiten des einfachen Bürgers sind jedoch wohl eher als gering anzusehen. Deutlich wurde hingegen die Funktion des Bürgerrechts als Zugangsberechtigung zu den gewerblichen Erwerbsmöglichkeiten der Stadt. Doch gerade in diesem Punkt zeigen sich sowohl das Bestreben, trotz unzureichenden Vermögens den bürgerlichen Rechtsstatus zu erwerben, als auch Weigerungen, das jeweils entsprechende Bürgerrecht anzunehmen.

Die Modalitäten der Bürgerrechtseintragungen gestalten sich bis zum Ende des Untersuchungszeitraums im Großen und Ganzen sehr ähnlich: Voraussetzungen zur Aufnahme in die Bürgergemeinschaft, Eintragsschema und Handhabung der Einschreibungen unterlagen im Grunde nur geringen Veränderungen. Auch die Aufhebung der Immunitäten zeigte so gut wie keine Auswirkungen. So musste ein Bewerber die geforderten Bedingungen nachweisen, wurde ins Bürgerbuch eingetragen, hatte das Bürgergeld zu zahlen und konnte sich im Anschluss um die Erlangung des Meisterrechts bemühen. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts finden sich durch Ratsbeschluss erwirkte Sonderregelun-

gen, Erlass der Gebühren oder die Möglichkeit, diese in Raten zu begleichen.

Dennoch lässt sich eine Tendenz feststellen: Die älteren Bürgerbücher tragen deutlich den Charakter von Arbeitsexemplaren und erwecken den Anschein einer lockeren Verfahrensweise bei den Bürgeraufnahmen. Die Zahlung der Gebühren in Raten scheint generell üblich und ein Erfüllen der Zugangsbestimmungen in vielen Fällen de facto nicht gegeben gewesen zu sein. Im Laufe des 18. Jahrhunderts steigen dann sowohl die Bürgergelder als auch der festgesetzte Mindestbesitz für Fremde an. Da Neubürger nun erst nach der völligen Zahlung der Gebühren in den Bürgerbüchern vermerkt wurden, nimmt die Einheitlichkeit der Eintragungen zu, Gebrauchsspuren gehen zurück. Dadurch entsteht insgesamt der Eindruck einer zunehmend strengerer Handhabung der Neubürgeraufnahmen. Zieht man die fürstbischöflichen Dekrete und städtischen Berichte hinzu, so liegt der Schluss nahe, dass das wachsende Interesse seitens der landesherrlichen Obrigkeit einen gewissen Einfluss auf die Vergabe des Bürgerrechts und die Modalitäten der Einschreibungen hatte. Auch wenn dies dem gängigen Bild der Territorialisierung entspricht, muss man einer solch monokausalen Erklärung Vorsicht entgegen bringen. Die eigentlichen Motive und Interessen von Stadtrat und obrigkeitlicher Regierung, deren Zuständigkeiten sowie die Handlungsspielräume der Bürgerrechtsanwärter, nicht zuletzt die wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen gilt es noch eingehender zu untersuchen. Weitere Erkenntnisse zu grundlegenden Strukturen des Bamberger Bürgerrechts werden außerdem von der statistischen Auswertung der Datenbank erhofft.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Ungedruckte Quellen des Bamberger Stadtarchivs

- StadtABa B 7 Nr. 1 *Altes Burger Einschreibbuch von 1625 an - 1660 (Wochenstube).*
- StadtABa B 7 Nr. 5 Nr. 3 *Einschreib-Buch Darin alle die Jenige Zufinden welche sowohl das klein als grose Burger-Recht für sich und ihre HausFrauen erkaufft haben.*
- StadtABa B 7 Nr. 6 Nr. 4 *Einschreib-Buch Darin all die Jenige Zufinden, welche sowohl das kleine als das Grose Buegrer-Recht für sich und ihre Hausfrauen erkaufft haben. Angefangen Anno 1691.*
- StadtABa B 7 Nr. 7 Nr. 5 *Einschreib-Buch Darin all die Jenige Zufinden, welche sowohl das kleine als das Grose Buegrer-Recht für sich und ihre Hausfrauen erkaufft haben. Angefangen Anno 1705.*
- StadtABa B 7 Nr. 8 Nr. 6 *Einschreib-Buch Darin all die Jenige Zufinden, welche sowohl das kleine als das Grose Buegrer-Recht für sich und ihre Hausfrauen erkaufft haben. Angefangen Anno 1736.*
- StadtABa B 7 Nr. 9 Nr. 7 *Einschreib-Buch Darin all die Jenige Zufinden, welche sowohl das kleine als das Grose Buegrerrecht nach der hochfürstl. Neuen Verordnung von 8. Feb. 1757 für sich und ihre Hausfrauen erkaufft haben. Angefangen Anno 1757.*
- StadtABa B 7 Nr. 10 Num. 8 *Bürger-Einschreib-Buch von Gregori 1784 an.*
- StadtA BaB4 Nr. 176 *Acta des Magistrats der Stadt Bamberg 1697 bis 1801. Betreff Aeltere Verordnungen insbesondere das grose und Kleine Bürgerrecht betr.*

Gedruckte Quellen

- Schneidawind, Franz Adolf: *Skizze einer statistischen Beschreibung des Kaiserlichen Hochstifts Bamberg.* Bamberg 1795.
- Marcus, Adalbert Friedrich: *Von den Vortheilen der Krankenhäuser für den Staat.* Bamberg/Würzburg 1790.

Digitale Hilfsmittel

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. 16 Bde. [in 32 Teilbänden]. Leipzig 1854-1960. Onlineversion des Kompetenzzentrums für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier in Verbindung mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Berlin der Universität Trier. <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB>. Aufgerufen am 03.09.2009.

Johann Heinrich Zedlers Grosses Vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste. 68 Bde. Halle und Leipzig 1732-1754. Digitale Version der bayerischen Staatsbibliothek. <http://www.zedler-lexikon.de/index.html>. Aufgerufen am 28.08.2009.

Literatur

Barthel, Konrad: Bürgerbuch des ehemaligen Marktfleckens Burgbernheim 1597 bis 1804. (= Freie Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken, Bd. 23). Nürnberg 2005.

Bruckmüller, Ernst: Art. Bürger. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2. Stuttgart 2005, Sp. 546-548.

Dengler-Schreiber, Karin: „Ist alles oed und wüst...“. Zerstörung und Wiederaufbau im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung (1997), S. 145-161.

Dilcher, Gerhard: Bürgerrecht und Stadtverfassung im europäischen Mittelalter. Köln/Weimar/Wien 1996.

Eckerlein, Marco: Die bürgerliche politische Führungsgruppe in Bamberg zu Beginn der Frühen Neuzeit. In: Häberlein, Mark/ Kech, Kerstin/ Staudenmaier, Johannes (Hrsg.): Bamberg in der Frühen Neuzeit. Neue Beiträge zur Geschichte von Stadt und Hochstift. (= Bamberger Historische Studien, Bd. 1). Bamberg 2008, S. 77-172.

- Fahrmeir, Andreas: Art. Bürgereid. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2. Stuttgart 2005, Sp. 552-553.
- Ders.: Art. Bürgerrecht. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2. Stuttgart 2005, Sp. 575-580.
- Glas, Reinhold: Forchheim. Stadt und Bürgerschaft zwischen Obrigkeit und Selbstverwaltung vom Mittelalter bis zum Übergang an Bayern (1802/1803). (= Quellen und Forschungen zur fränkischen Familiengeschichte, Bd. 21). Nürnberg 2008.
- Häberlein, Mark: Einleitung. In: Ders./ Kech, Kerstin/ Staudenmaier, Johannes (Hrsg.): Bamberg in der Frühen Neuzeit. Neue Beiträge zur Geschichte von Stadt und Hochstift. (= Bamberger Historische Studien, Bd. 1). Bamberg 2008, S. 11-18.
- Heinzing, Frank/ Köhler, Wilfried/ Mattis, Heidemarie (Hrsg.): Die Bürgerbücher der Stadt Altenburg in Thüringen 1512-1700. (= Schriftenreihe der Stiftung Stoye, Bd. 45 und 46). Marburg an der Lahn 2008.
- Hermann, Erwin: Gesellschaft und Wirtschaft. In: Roth, Elisabeth (Hrsg.): Oberfranken in der Neuzeit bis zum Ende des Alten Reichs. Bamberg 1984, S. 83-148.
- Isenmann, Eberhard: Bürgerrecht und Bürgeraufnahme in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt. In: Schwinges, Rainer Christoph (Hrsg.): Neubürger im späten Mittelalter. Migration und Austausch in der Städtelandschaft des alten Reiches (1250-1550). (= Zeitschrift für Historische Forschung. Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, Beiheft 30). Berlin 2002, S. 203-250.
- Kalesse, Claudia: Bürger in Augsburg. Studien über Bürgerrecht, Neubürger und Bürgen anhand des Augsburger Bürgerbuchs I (1288-1497). (= Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, Bd. 37). Augsburg 2001.
- Kroeschell, K.: Art. Bürger. In: Erler, Adalbert/ Kaufmann, Ekkehard (Hrsg.): Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 2. Berlin 1971, Sp. 543-553.
- Maierhöfer, Isolde: Bamberg. Geschichte und Kunst. Ein Stadtführer. Bamberg 1973.

- Miekisch, Horst: Absolutismus und Barock in Bamberg. Vom Westfälischen Frieden bis zur Schönbornzeit 1648-1746. (= Darstellungen und Quellen zur Geschichte Bambergs, Bd. 1). Bamberg 1998, S. 9.
- Morlinghaus, Otto: Zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte des Fürstentums Bamberg im Zeitalter des Absolutismus. (= Erlanger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Neue Folge, Bd. 3). Erlangen 1940.
- Neukam, Wilhelm: Territorium und Staat der Bischöfe von Bamberg und seine Außenbehörden. Justiz-, Verwaltungs-, Finanzbehörden. Bamberg 1949.
- Rosseaux, Ulrich: Städte in der Frühen Neuzeit. Darmstadt 2006.
- Schmieder, Felicitas: Die mittelalterliche Stadt. Darmstadt 2005.
- Schremmer, Eckart: Handelsmerkantilistische Bestrebungen in den Mainterritorien. In: Spindler, Max (Hrsg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte. Franken, Schwaben, Oberpfalz bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts Bd. 3, Erster Teilband. München 1971, S. 525-529.
- Seel, Alfred: 600 Jahre Bamberger Bäckerhandwerk. Beiträge zur Geschichte des Bäckerhandwerks in Bamberg. Bamberg 1973.
- Stollberg-Rillinger, Barbara: Europa im Jahrhundert der Aufklärung. Stuttgart 2000.
- Zink, Robert: Bamberg 1802-1803. Stadtverwaltung zwischen Hochstift und Kurfürstentum. In: Historischer Verein Bamberg. Jg. 120 (1984), S. 565-577.
- Weiß, Dieter: Reform und Modernisierung. Die Verwaltung des Bistums Bamberg in der Frühen Neuzeit. In: Historischer Verein Bamberg. Jg. 134 (1998), S. 165- 187.
- Wild, Karl: Staat und Wirtschaft in den Bistümern Würzburg und Bamberg. Eine Untersuchung über organisatorische Tätigkeit des Bischofs Friedrich Karl von Schönborn 1729-1746. (= Heidelberger Abhandlungen, Bd. 15). Heidelberg 1909.

Das Bamberger Bürgerrecht im 17. und 18. Jahrhundert

- Wüst, Wolfgang (Hrsg.): Geistliche Staaten in Oberdeutschland im Rahmen der Reichsverfassung. Kultur, Verfassung, Wirtschaft, Gesellschaft. Ansätze einer Neubewertung. (= Oberschwaben. Geschichte und Kultur, Bd. 10). Epfendorf 2002.
- Zimmermann, Gerd: Territoriale Staatlichkeit und politisches Verhalten. In: Roth, Elisabeth (Hrsg.): Oberfranken in der Neuzeit bis zum Ende des Alten Reichs. Bamberg 1984.

***Retour au pays pas natal*¹: Das Rückkehrmotiv im Migrationsroman der karibischen Diaspora**

von Susan Brähler

1. Karibische Authentizität – ein Oxymoron?

Die Karibik ist diejenige Region der Welt, die am stärksten von internationaler Migration betroffen ist. Ein Bevölkerungsanteil von fünf bis achtzehn Prozent der einzelnen karibischen Gesellschaften verließ seit 1950 dauerhaft die Heimat und macht damit 29 Prozent der gesamten internationalen Migration aus. (vgl. Segal 1987, 44 f.) Die gleichzeitige Einflussnahme aller großen Kolonialmächte auf die karibischen Inseln und die aktuellen Migrationsbewegungen machen die vergleichende Analyse der Literaturproduktion karibischer Migranten in Großbritannien, Frankreich, Kanada und den USA zu einer besonders interessanten und auch in der wissenschaftlichen Diskussion geforderten Aufgabe („falta un estudio comparativo“; Gewecke 2004, 100).

Die ehemaligen britischen, französischen und spanischen Kolonien vereint die „absence of a pre-colonial homeland“ (Alexander 2001, 2). Die Auslöschung der karibischen Urbevölkerung führte dazu, dass es keine karibische indigene Kultur mehr gibt. Die aktuellen Bewohner der Karibik sind in der Mehrzahl Nachkommen afrikanischer Sklaven, asiatischer Zwangsarbeiter und weißer Kreolen, also ihrerseits bereits Mitglieder einer Diaspora². (vgl. Childs et al. 2006, 169) Karibische Migranten sind demnach im doppelten Sinne von ihren kulturellen Ursprüngen abgeschnitten, was in ihnen den Wunsch nach einer Rückkehr zur Authentizität noch verstärken kann.

¹ vgl. ESJ, 193 (Die verwendeten Abkürzungen der Primärwerke sind in der Bibliographie vermerkt.)

² Ashcroft u. a. (2000) bezeichnen als Diaspora „the voluntary or forcible movement of peoples from their homelands into new regions“ (68). Childs u. a. (2006) heben einen kulturellen Aspekt hervor, indem sie Diaspora definieren als „the dispersion of communities and cultures“ (136; meine Hervorhebung, S. B.).

Diese Zusammenhänge liefern eine erste Erklärung für die Prominenz des Rückkehrmotivs in der karibischen Migrationsliteratur. Im Folgenden soll dieses Motiv in Romanen untersucht werden, in deren Zentrum eine Protagonistin mit karibischem Familienhintergrund steht, die der 1,5-³ oder 2. Migrantengeneration angehört und ihre Identität mit Hilfe einer tatsächlichen oder symbolischen Rückkehr in die Karibik neu verhandelt. Vor den eigentlichen Ausführungen zur Rückkehrthematik werden grundlegende Kultur- und Identitätskonzepte vorgestellt.

2. Vom Multikulturalitäts- zum Transkulturalitätsdiskurs: *Do you think anybody is English? Really English?*⁴

Multi- und Transkulturalität unterscheiden sich gemäß dem Interkulturalitätsmodell von Roy Sommer (2001) durch die „jeweils zugrunde gelegte Auffassung vom Stellenwert personaler und kollektiver Identitäten“ (61). Der Multikulturalismus verfolgt das Ziel der Anerkennung kultureller Minoritäten und wendet sich gegen eine homogenisierende Konzeption von Nationalkultur. Damit verbunden sind stets die Forderung nach Anerkennung von Differenz und der hohe Stellenwert kollektiver Identität. Obwohl der Multikulturalismus immer von einer Vielfalt kollektiver ethnischer Identitäten ausgeht, werden diese „zumindest tendenziell essentialistisch objektiviert“ (ebd., 52; vgl. ebd., 63).

Im Gegensatz dazu beharren transkulturelle Konzepte

³ Die Differenzierung zwischen einer 1,5- und einer 2. Generation von Migranten geht auf Gustavo Pérez Firmat (1994) zurück. Auch wenn die Lebensentwürfe beider Generationen nicht so strikt voneinander abgrenzbar sind, wie Pérez Firmat dies für die kubanischen Einwanderer in den USA darstellt, soll dessen Definition für die 1,5-Generation herangezogen werden:

Born in Cuba but made in the U.S.A., they belong to an intermediate immigrant generation whose members spent their childhood or adolescence abroad but grew into adults in America. [...] The 1.5 individual is unique in that, unlike younger and older compatriots, he or she may actually find it possible to circulate within and through both the old and the new cultures. (Pérez Firmat 1994, 4)

Die 1,5- und 2. Migrantengeneration kann deshalb für die vorliegenden Untersuchungszwecke zusammengefasst werden, da bei der 1,5-Generation die Erinnerung an das Geburtsland so stark verblasst, dass ihre Erfahrungen im Jugend- und frühen Erwachsenenalter denen der 2. Generation stark ähneln.

⁴ vgl. WT, 236.

erstens auf der Ent-Essentialisierung von Identitäten und gehen zweitens über die Anerkennung unterschiedlicher Gruppen innerhalb einer Kultur hinaus: *Sie siedeln die kulturelle Fragmentierung im Individuum selbst an.* (Sommer 2001, 52; meine Hervorhebung, S. B.)

An die Stelle der einen kollektiven Identität tritt eine Vielzahl individueller Identitäten, „die einander überlagern und zwischen denen das Individuum nach Bedarf zu wechseln vermag“ (ebd., 52).

Der Philosoph Wolfgang Welsch unterscheidet innerhalb seines kulturgeschichtlichen Transkulturalitätskonzeptes eine Makro- von einer Mikroebene. Auf der – kulturellen – Makroebene bezeichnet er Transkulturalität als die Konsequenz der „inneren Differenzierung und Komplexität der modernen Kulturen“ (Welsch 1997, 71), die eine Vielzahl von einander durchdringenden Lebenswelten umfassen. Die transkulturelle Prägung von Individuen wird auf einer Mikroebene beschrieben. Welsch nimmt an, dass bereits ein Großteil der Menschen in seiner „kulturellen Formation durch mehrere kulturelle Herkunft und Verbindungen“ (ebd., 72) bestimmt ist. Er spricht von kulturellen Mischlingen, die sich „durch multiple und transgressive Identitäten, die quer über die Grenzen bisheriger Kulturreservoirs hinweg reichen“ (Antor 2006, 30), definieren.

3. Identität als kontinuierliche Arbeit am individuellen Lebensplan

Im transkulturellen Zusammenhang wird Identität folglich als ein nicht abschließbarer Prozess aufgefasst, in dem kulturelle Alterität sich selbst aufhebt, „da die Reibungsflächen zwischen dem Eigenen und Fremden sich ständig verschieben und ethnische Konflikte sich zunehmend auf die Ebene der Auseinandersetzung zwischen Individuum und Kollektiv verlagern“ (Sommer 2001, 53).

Dieser Auffassung von Identität trägt der Philosoph Kwame Anthony Appiah (2005) in *The Ethics of Identity* Rechnung. Er definiert Identität als nie abgeschlossene Arbeit am frei gewählten, individuellen Lebensplan (*plan of life*), verstanden als „a way of integrating one's purposes over time, of fitting together the different things one values“ (ebd., 13).

In Anknüpfung an liberale Denktraditionen und John Stuart Mills Individualitätsbegriff im Besonderen (vgl. Appiah 2005, 13, *Preface* und 4 f.)⁵ definiert Appiah Individualität einerseits im Sinne einer Anlage („capacity to use all our faculties in our individual ways“; ebd., 4) als Voraussetzung für die Entwicklung des eigenen Lebensplans. Andererseits ist Individualität jedoch auch das Ergebnis des Lebensplans (vgl. ebd., 9), also „something that develops in coordination with a ‚plan of life‘“ (ebd., 6). Dabei hat Individualität neben einer kreativen („self-creation“; ebd., 17) stets auch eine soziale Komponente, da sich personale wie kollektive Anteile unserer Identität immer auch dialogisch, also in der sozialen Interaktion, entwickeln.

Kollektive bzw. soziale Identitäten stellen dem Individuum *scripts* bereit, die Appiah versteht als „narratives that people can use in shaping their projects and in telling their life stories“ (Appiah 2005, 22). Sie stellen lose Normen und Verhaltensmodelle dar, nach denen man sich in Ian Hackings Worten als „*kinds of person*“ (ebd., 65), also ‚als Frau‘, ‚als Homosexueller‘, ‚als Schwarzer‘, ‚als Amerikaner‘, ‚als Katholik‘ etc., innerhalb der eigenen Gesellschaft verhalten sollte.

In *The Ethics of Identity* unterscheidet Appiah zunächst drei, im zwei Jahre später veröffentlichten Aufsatz „*Does Truth Matter to Identity?*“ (2007) vier Kategorien zur Beschreibung sozialer Identitäten und deren Einfluss auf individuelle Lebenspläne:

*There will be criteria of ascription for the term „X“⁶;
some people will identify as X's;
some people will treat others as X's; and
there will be norms of identification (ebd., 22).*

Mit ‚criteria of ascription‘ meint Appiah Eigenschaften, auf deren Basis Menschen einer bestimmten Gruppe zugerechnet werden. Meist wirkt sich die Etablierung einer Gruppenbezeichnung (*label*) überhaupt erst

⁵ „If it were felt that the free development of individuality is one of the leading essentials of well-being; that it is not only a coordinate element with all that is designated by the terms civilization, instruction, education, culture, but is itself *a necessary part and condition* of all those things; there would be no danger that liberty should be undervalued, and the adjustment of the boundaries between it and social control would present no extraordinary difficulty.“ (Mill 1859, zitiert in Appiah 2005, 4; meine Hervorhebung, S. B.)

⁶ Mit ‚X‘ bezeichnet Appiah eine fiktive soziale Identität.

auf die Vorstellungen davon aus, welche Merkmale einem Kollektiv zugeschrieben werden (Appiah 2005, 66).

Neben der Zuschreibung von Eigenschaften muss es umgekehrt auch Personen geben, die einer sozialen Identität entsprechend handeln oder fühlen, sich also auch auf der Basis freier Wahl („free allegiance“; ebd., 105) mit ihr identifizieren. Die Identifizierung mit einem Kollektiv erfolgt über narrative Prozesse, indem ein potentielles Mitglied die eigene Lebensgeschichte in die Muster übergeordneter Geschichten wie die einer Religion, einer Ethnie etc. einpasst.

Drittens lassen sich bestimmte Umgangsformen bzw. Verhaltensmuster im Umgang der *out-group* mit solchen Menschen nachweisen, die einer bestimmten sozialen Identität ‚X‘ zugerechnet werden (vgl. Appiah 2007, 28). Und viertens hält Appiah in seinem späteren Aufsatz fest, dass kollektive Identitäten Voraussagen darüber zulassen, wie ein Angehöriger von ‚X‘ sich in bestimmten Situationen üblicherweise verhalten wird. Dies liegt daran, dass mit sozialen Identitäten immer auch Verhaltensnormen für deren Anhänger assoziiert werden. Diese Normen können sich im Laufe der Zeit verändern, ohne dass es zur Auflösung der sozialen Identität kommt (vgl. ebd., 29).

Seine Eingangsfrage „Does Truth Matter to Identity?“ verneint Appiah. So ist es für den Stellenwert einer sozialen Identität innerhalb einer Gesellschaft beispielsweise irrelevant, ob die mit ihr verbundenen Zuschreibungskriterien wahr oder falsch sind. Auch müssen die Kriterien, auf deren Basis man sich mit einer bestimmten Gruppe identifiziert, weder bewusst noch korrekt sein (vgl. ebd., 33 ff.).

Im vorliegenden Zusammenhang ist Appiahs Kategorie der ‚Identifikation‘ von primärer Bedeutung, da die jeweiligen Protagonistinnen im Romanverlauf ihre Zugehörigkeitsgefühle überdenken bzw. neu aushandeln. Dabei basieren Zugehörigkeitsgefühle laut der von Ulf Hedeftoft (2004) postulierten vier Parameter von ‚belonging‘ auf der Vertrautheit mit konkreten Orten und Gegenständen und/ oder menschlicher Interaktion:

My basic presupposition is that belonging is rooted in place [...], familiarity, sensual experience, human interaction and local knowledge. [...] [Belonging] is conditioned by social and psychological concreteness – persons, landscapes, sensory experiences and mental mappings of an immediate and familiar kind (often, but not invariably embedded in the formative years of childhood and adolescence) (Hedetoft 2004, 24 f.).

Das Rückkehrmotiv nimmt im Prozess der Neuverhandlung von Identifikation eine zentrale Rolle ein.

4. Identität als *belonging*

Die Kategorie der Identifikation erhält im *belonging*-Modell von Paul Jones und Michał Krzyżanowski (2008) einen noch zentraleren Stellenwert als bei Appiah. Zwar lehnen die Autoren den Identitätsbegriff zugunsten von *belonging* ab⁷, doch interessieren auch sie sich für „the point at which individual belongings and collective identities meet, which is also the stage at which identities are contested and negotiated“ (ebd., 38 f.). Das *belonging*-Modell liefert eine flexible und kontextsensitive Basis für die Analyse des dynamischen Prozesses der Entwicklung und Überarbeitung von Gruppenzugehörigkeitsgefühlen, die – ganz im Sinne Appiahs – durchaus innere Widersprüche aufweisen können. Als Ausgangspunkt für ihre Erörterungen definieren Jones/Krzyżanowski *belonging*

[as being] about the relationship between personal identity and a collective identity – there is something about one's personal belonging that is comparable to one's perceptions of the aims, constitution or values of a given collective (ibd., 44).

Das Modell berücksichtigt, dass sich Zugehörigkeitsgefühle diskursiv immer sowohl über „elective attachments“ (Jones/ Krzyżanowski 2008, 47) des Individuums als auch über einflussreiche Andere der *in-group* konstituieren, die Kriterien für die Aufnahme in eine Gruppe definieren

⁷ Die Koautoren wenden sich gegen den Identitätsbegriff als solchen, da er ihnen zu Folge zu „something of a catch-all concept“ (Jones/Krzyżanowski 2008, 39) geworden ist, der in der wissenschaftlichen Literatur weitgehend unreflektiert verwendet wird (40 f.), und da in ihm immer auch die klare Abgrenzbarkeit von ‚Selbst‘ und ‚Anderem‘ mitschwingt (42). Allerdings wird im Rahmen des *belonging*-Modells nicht die generelle Abschaffung des Begriffs sondern vielmehr dessen „*conceptual unpacking*“ (40) gefordert.

und von denen das Individuum als Mitglied anerkannt werden muss (*acknowledgement*) (vgl. ebd., 44 f.). Diese Zugehörigkeitskriterien können stark essentialistisch und fixiert, aber auch variabel und auf eher losen Gemeinsamkeiten begründet sein. Zwar können sich Individuen durch Aufnahmebarrieren der *in-group* sowie die Zuschreibungskriterien der *out-group* (vgl. Appiahs *ascription*) eingeschränkt sehen, doch können sie sich in gewissem Maße auch ohne Anerkennung von außen einer Gruppenidentität zugehörig fühlen (vgl. ebd., 47 f.). Identität wird bei Jones/ Krzyżanowski abschließend definiert „as a way in which individuals explain their complex belonging in a way that is understandable to others“ (ebd., 50).

5. Hybridität, ein überkommenes „*passe-partout* of recent postcolonial studies“?⁸

The current use of hybridity may be motivated by a perverse pleasure of taking a negative term and transform[ing] it into a positive sign (Papastergiadis 2000, 258).

Homi Bhabhas Hybriditätsbegriff (1994), der mittlerweile zum Standardbegriff für die Beschreibung transkultureller postkolonialer Identitäten geworden ist, kann für die Analyse der vorliegenden Romanauswahl nur noch eingeschränkte Verwendung finden.

Seit Robert Young, also seit 14 Jahren, wird gegen Bhabhas Hybriditätsbegriff und dessen Übertragung auf den diasporischen Kontext die stets gleiche Kritik ins Feld geführt. So hält Sommer (2001) fest, dass er die Fortführung des Hybriditätsbegriffs, wie ihn Homi Bhabha in *The Location of Culture* (1994) für den postkolonialen Kontext definierte, für problematisch hält. Er wirft Bhabha die stets mitschwingenden rassistischen Konnotationen sowie Ahistorizität vor, da Bhabha unzulässigerweise koloniale mit postkolonialen und diasporischen Erfahrungen gleichsetze. Dennoch hält Sommer aber am Hybriditätsbegriff als solchem fest, den er für den diasporischen Kontext wie folgt verwendet sehen möchte:

⁸ Fludernik 1998a, 9.

Hybridität wird hier als ein Gegenmodell zu ethnischer Identität aufgefaßt, das personale und kollektive Selbstbilder nicht in Abgrenzung zu anderen Gruppen definiert, sondern dem Individuum die Wahl der Identitätskreise im Sinne Lützelers freistellt und dabei auch Grenzüberschreitungen zwischen unterschiedlichen kulturellen Traditionen zuläßt (Sommer 2001, 166).

Mit dieser Definition trägt Sommer jedoch eher zur weiteren Aufweichung des „unscharfen und vieldeutigen Schlüsselbegriff[es] [...] [in] den heutigen akademischen Diskussionen [bei]“ (Eikelpasch/ Rademacher 2004, 104).

Möchte man Homi Bhabhas Hybriditätsbegriff auf die Situation von Migranten in der Diaspora übertragen, so sind einige Umformulierungen nötig, wie sie Monika Fludernik (1998b) in „Colonial vs. Cosmopolitan Hybridity“ nachvollzogen hat. Zum einen sind die Migranten im Aufnahmeland nicht mehr in der Überzahl, sondern vielmehr in der Minderheit und können daher kaum eine politische Bedrohung im Sinne einer „subversive [...] strategy of the hybridization of the Western host culture“ (ebd., 274) darstellen. Das Aufnahmeland müsste als antagonistisch, als „symbolic successor of the former colonial power“ (ebd., 274) wahrgenommen werden. Dies ist allerdings Fludernik zufolge nur noch bei unterprivilegierten Gesellschaftsschichten der Fall, die anhaltenden Exklusionserfahrungen⁹ ausgesetzt sind (vgl. Fludernik 1998b, 275). Derartige multikulturelle Konflikte sind allerdings nicht mit kolonialen Machtverhältnissen vergleichbar, weshalb die politische Dimension von Bhabhas Hybriditätsbegriff nicht auf die Diaspora übertragbar ist. In der vorliegenden Arbeit werden nur noch stark marginalisierte Migranten als kulturell hybrid bezeichnet, wenn sie ihre Hybridität als „intercultural malaise“ (Fludernik 1998b, 262) erleben.

⁹ Exklusionserfahrungen sind auf einer strukturellen und einer sozialen Ebene möglich, wie aus Hartmut Essers sequentieller Integrationstheorie (2004) hervorgeht. In ihrer Kritik am Esserschen Modell verweist Hilde Weiss (2007) darauf, dass Integration nicht „als einfacher Pfad [...] konzipiert werden kann“ (ebd., 210), und erweitert es um drei weitere Faktoren, die die identifikative Integration beeinflussen können: das Milieu des Elternhauses, die soziale Selbstwahrnehmung durch die gesellschaftliche Mehrheit und die subjektive Bedeutung der Herkunftskultur. So können beispielsweise starker Traditionalismus der Eltern bei anhaltender Diskriminierung durch die gesellschaftliche Mehrheit die emotionale Identifikation mit dem Aufnahme-land be- oder gar verhindern. (vgl. ebd., 207 f.)

6. Das Rückkehrmotiv

6.1 Die Parameter einer Rückkehr bei der 2. Migrantengeneration

I don't long for a perfect memory. [...]
I already know that's beyond the flawed connections
of my small and curious brain.
(Achy Obejas, *Memory Mambo* 1996, 14)

Das Rückkehrmotiv ist Bestandteil solcher diasporischer Romane, die „Fragen des kulturellen und persönlichen Zugehörigkeitsgefühls“ (Korte 1999, 336) aushandeln und damit eine wichtige Etappe der Arbeit am individuell besten Lebensplan aufzeigen. Eine Rückkehr zu den elterlichen Wurzeln ist jedoch nie

simple or unmediated. It is [...] complexly mediated and transformed by memory, fantasy and desire. [...] There can, therefore, be no simple ‚return‘ or ‚recovery‘ of the ancestral past which is not re-experienced through the categories of the present. (Hall 1996, 448)

Dies trifft vor allem für die zweite Migrantengeneration zu, bei der der Wunsch nach einer Rückkehr teilweise noch dringlicher ist als bei der Elterngeneration (vgl. Caminero-Santangelo 2000, 507), da sie nicht durch eigene Erfahrung Wissen über das kulturelle Erbe oder über die Familiengeschichte erwerben kann. Grundsätzlich lässt sich zunächst zwischen einer nostalgisch motivierten und einer kreativen Rückkehr unterscheiden.¹⁰

6.2 Der nostalgische Rückkehrwunsch zur Authentizität

[T]rying to find some primordially authentic culture
can be like peeling an onion (Appiah 2006, 107).

¹⁰ Die Adjektive ‚nostalgisch‘ vs. ‚kreativ‘ basieren auf Martin Munros (2005) Einteilung karibisch-frankophoner Literatur in „Nostalgia isn't what it used to be: Changing Approaches to Exile in the Caribbean“. In diesem Aufsatz unterscheidet er eine nostalgische von einer kreativen Umgangsweise mit der Unmöglichkeit einer Rückkehr zur Ursprungskultur. (vgl. Munro 2005, 115 f.)

Auch wenn eine Rückkehr zu Authentizität und Essenz letztlich unmöglich ist, hegt im Migrationsroman eine Reihe von Vertreterinnen der 1,5- und 2. Generation einen von Nostalgie geprägten Rückkehrwunsch. Anhaltende Exklusionserfahrungen bzw. Fremdheitszuschreibungen lassen sie ihr Geburtsland als antagonistisch wahrnehmen, weshalb diese Protagonistinnen auch als kulturell hybrid eingestuft werden können. Da sie die aus ihrer Hybridität erwachsende „[stabile] Instabilität“ (Goetsch, zitiert in Sommer 2001, 14) eben gerade nicht aushalten, erwächst der Wunsch nach einer Rückbesinnung zur bzw. Aufwertung der elterlichen Ursprungskultur. Die Tatsache, dass die Romanheldinnen keine direkten Erfahrungen mit der Herkunftskultur der Eltern gemacht haben¹¹ und die karibische Insel nicht aus erster Hand kennen, führt zu umso verklärteren Vorstellungen einer Rückkehr.

Einer solchen Rückkehrintention liegen ein Herdersches Kulturverständnis und ein Identitätskonzept zugrunde, wie es Alberto Melucci (2000) in „Identity and Difference in a Globalized World“ als Gegenkonzept zu seinem Verständnis von Identität als „dynamic system“ (ebd., 64) aufzeigt:

Or we must once again attach ourselves to a stable nucleus in a desperate attempt to reconstitute an essence – for example, by reviving primary bonds of belonging, like kinship or local and geographical ties. This reawakening of primary identities, this need to anchor oneself to something essential which is permanent and has visible confines, lies at the basis of many contemporary collective phenomena. Ethnic or geographical identification, the attachment to traditional culture, express the attempt to resist the dissolution of identity as an essence and the difficulty of accepting it in the form of a relation. (ebd., 64 f.)

6.3 Die kreative Rückkehr: *Reinventing a Culture*

We may look to Africa or the Caribbean for our inspirational cues,
we may inherit *fragments* of a traditional culture from our parents,
but *these we reformulate and reinvent and locate in our home places.*
(Charlotte Williams, *Sugar and Slate* 2002, 191; meine Hervorhebung, S. B.)

¹¹ Nicht zuletzt liegt dies an der problematischen Mutter-Tochter-Beziehung, die ebenso wie das Rückkehrmotiv die hier besprochene Romanauswahl durchzieht und die eng mit der Rückkehrthematik zusammenhängt. Eine detaillierte Analyse des Verhältnisses zwischen Müttern und Töchtern in der Diaspora bleibt einer umfassenderen Arbeit vorbehalten.

Als kreativer Akt ist die – hier immer als temporärer Aufenthalt konzipierte – Rückkehr „[a] voyage [that] is not so much a discovery of roots as the charting of routes“ (Stein 2004, 80).

[Those] narratives, then, travel back in time as if to search for lost origins. In this movement, personal history is overlaid with family history and with collective history. [...] But the protagonists do not actually pursue lost origins (ebd., 93).

Nicht um die Wieder- bzw. Neuentdeckung einer Ursprungskultur geht es denjenigen Protagonistinnen, die ihre Rückkehr als kreative Handlung begreifen. Vielmehr haben sie während ihres Aufenthalts auf einer der karibischen Inseln stets ihre Zukunft in Großbritannien, Frankreich oder den USA im Blick, die um das Wissen um neue familiäre wie kulturelle Zugehörigkeiten bereichert wird. Den Protagonistinnen ist hier also bewusst, dass sie immer nur Fragmente einer sogenannten Ursprungskultur kennenlernen und nur durch erzählerische Vermittlung einen Zugang zu ihrer Familiengeschichte finden können. Auf Grundlage dieser Anspruchshaltung ist eine kreative Rückkehr immer von Erfolg gekrönt.

Der kreativen folgt immer auch eine zweite Rückkehr, nämlich die zurück zum Geburtsland der Protagonistinnen. Erst durch sie bestätigen die Protagonistinnen ihre multiplen Zugehörigkeitsgefühle, jedoch auch ihre primäre Verortung im Geburtsland, in dem sie ihrem Lebensplan zufolge ihre Zukunft aktiv gestalten möchten (vgl. Stein 2004, 94 und Peepre 2004, 227).

Gerade für die kreative Form der Rückkehr sind der über Bräuche und Geschichten vermittelte Blick zurück sowie die Rückkehr in Form kultureller Partizipation typisch (vgl. Gadsby 2006, 104). So beginnt Violet in Nancy Osas *Cuba 15*, sich durch die Vorbereitungen für ihre von der Großmutter vorgeschlagene *Quinceañera*-Feier mit ihren kubanischstämmigen Familienmitgliedern zu identifizieren, und Irie Jones durchstöbert in *White Teeth* die Bücher und Familienfotos im Hause ihrer jamaikanischen Großmutter Hortense.

6.4 Variationen des Rückkehrmotivs

Die bisher als dichotomisch dargestellte Abgrenzung zwischen nostalgischer und kreativer Rückkehr wird der Vielfalt der Umsetzung dieses Motivs in der karibischen Migrationsliteratur allerdings nicht gerecht. Schließlich gibt es auch Romane, die beide Rückkehrformen diskutieren bzw. in denen unterschiedliche Lebenspläne kontrastiert werden. Dies gilt für solche Romane, in deren Zentrum zwei Protagonistinnen, meist Schwestern, stehen. Während die eine sich nach einer Rückkehr zur Authentizität sehnt, fühlt sich die andere so stark in die beispielsweise britische Gesellschaft integriert, dass ihr Lebensplan keine Rückwärtsorientierung vorsieht. Eine weitere Gruppe von Romanen stellt gerade die Nicht-Zugehörigkeit zu einer ethnischen oder nationalen Identität als befreiendes Ideal dar, durch das jegliche Rückwärtsgewandtheit hinfällig wird.

Außerdem lässt sich gerade mit Hilfe der Rückkehrthematik belegen, dass eine eindeutige Unterscheidung zwischen Exilliteratur und ethnischer Literatur¹² übersimplifizierend ist. Dass die Unterscheidung Exil- vs. ethnische Literatur keinesfalls anhand des Auswanderungszeitpunktes der Autoren getroffen werden kann, belegt die frankophone Autorin Gisèle Pineau, die zwar in Paris geboren ist, in *L'Exil selon Julia* jedoch die erfolgreiche Rückkehr zu einer Ursprungskultur auf Guadeloupe beschreibt. Ein stichhaltigeres Kriterium zur Voraussage der jeweiligen Umsetzung des Rückkehrmotivs ist das Maß an Exklusionserfahrungen, das die Protagonistin (und aufgrund der stark autobiographischen Züge dieser Romane zugegebenermaßen auch die Autorin) im Auswanderungsland erfährt. Je stärker die Exklusion, desto wahrscheinlicher wird ein nostalgisches Rückkehrmotiv.

Die Kriterien ‚Exklusionsgrad‘, ‚Umsetzung des Rückkehrmotivs‘ und ‚Schlussgebung der Romane‘ können als Ansatzpunkte für die komparatistische Gegenüberstellung von *Black British Literature*, frankophoner und Latina-Literatur herangezogen werden. Es ist dann von Interesse, wann die Migrationsautoren eines dieser Länder von der nostalgischen zur kreativen Rückkehr übergehen bzw. ab wann das Rückkehrmotiv an

¹² Diese Termini gehen auf Caminero-Santangelo (2000) zurück, die von „Latino/a literature of exile“ und „U.S. Latino ethnic literature“ (507) schreibt.

sich für sie irrelevant wird. Ein solcher komparatistischer Ansatz deckt die Vielfalt der Lebenspläne von Migrantenkindern auf, die eben nicht im Sinne einer ‚generationentypischen Biographie‘ stets als kulturelle Hybride zu werten sind.

7. Das Rückkehrmotiv in ausgewählten Migrationsromanen

Die bisherigen theoretischen Erläuterungen sollen im Folgenden anhand einer Auswahl an Migrationsromanen illustriert werden. Da in Anbetracht des begrenzten Umfangs dieses Aufsatzes nicht alle Romane erschöpfend beleuchtet werden können, wurde bei den ausgewählten Romanpassagen darauf geachtet, dass sie auch ohne Kenntnis des gesamten Romanverlaufs verständlich sind. Neben der jeweiligen Form der Rückkehr ist bei allen Romanen die Schlussgebung¹³ von besonderem Interesse, da die Protagonistinnen darin ihrer Identität in der Definition von Jones/ Krzyżanowski (2008) Ausdruck verleihen.

7.1 Die Ausgangsbasis: Inklusion vs. Exklusion

Zunächst lassen sich die ausgewählten Romane danach unterscheiden, ob die Protagonistinnen zum Romanbeginn das Gefühl einer „relative invisibility“ (Bromley 2000, 135) innerhalb der Gesellschaft haben oder ob sie sich von Anfang an marginalisiert fühlen. In Andrea Levys *Fruit of the Lemon* (1999), Julia Alvarez' *Finding Miracles* (2004) sowie Nancy Osas *Cuba 15* (2003) ist ihre strukturelle wie soziale Integration für die Protagonistinnen Faith, Milagros/ Milly und Violet(a) eine Selbstverständlichkeit. Daher kann Faith die Frage ihres Vaters, ob unter ihren Freunden und Mitbewohnern auch „any of [her] own kind“ (*FL*, 28) zu finden seien, nur schwer deuten:

¹³ Auf die Notwendigkeit der Berücksichtigung der jeweiligen Romanausgänge verweist auch Sommer (2001): „Der Werdegang der Protagonistinnen und speziell die Schlussgebung der Romane werden damit zu entscheidenden Kriterien für die Bewertung der Chancen und Perspektiven multikultureller Identitätskonstitution.“ (75)

I wasn't sure what he meant.
,What? From college?' I asked.
,No, no, I mean any of them ... any of them ...' He looked around himself to see if anyone was listening then whispered, ',Coloured?'

And I said without thinking, ',No. Why?'

 (FL, 28 f.)

Violet reagiert auf den Wunsch ihrer kubanischen Großmutter, für die bald Fünfzehnjährige eine traditionelle *Quinceañera*-Party veranstalten zu dürfen, zunächst mit der Aussage, dass sie sich selbst nicht einmal als kubanisch wahrnehme:

How could I tell my own grandmother that I hated dresses, wouldn't be caught dead onstage, and didn't even think of myself as Cuban? I had green eyes and practically blond hair, for God's sake – the same coloring as my Polish American mother (C15, 11).

In frühen britischen Migrationsromanen wie *The Unbelonging* (1985) von Joan Riley, aber auch im 1996 veröffentlichten *L'Exil selon Julia* von Gisèle Pineau ist die Ausgangssituation von Hyacinth und Gisèle eine ganz andere. Die rassistischen Anfeindungen und die strukturelle Exklusion sind in beiden Romanen so stark, dass die Protagonistinnen die Fremdheitszuschreibungen der weißen Mehrheit internalisieren und sich selbst als „alien“ (Gadsby 2006, 100) wahrnehmen. Hyacinth, die mit elf Jahren vom Vater nach London geholt wird, vertritt beispielsweise die Haltung, dass Schwarze sich gegenüber weißen Briten demütig verhalten sollten. Bei ihrer Einschreibung am College wird ihr Verhältnis zu den künftigen schwarzen Mitstudenten daher wie folgt beschrieben:

As she stood in line waiting to register, she couldn't help noticing how many black students there were. She supposed she ought to be glad that she no longer stood out, but she wasn't sure she liked the way they all bunched up together, and were so arrogant and rude to white people, nor the way they insisted on talking in that awful broken English so that the other students kept staring at them. They just seemed so ignorant, and she felt uncomfortable when several of them kept smiling encouragingly at her. She hoped none of them would approach her, hating the thought of being associated with them (UB, 81).

7.2 Die nostalgisch motivierte Rückkehr

Aufgrund der anhaltenden Ausgrenzungen im Sinne von Appiahs *treatment* durch die *out-group* konstruieren sich Hyacinth und Gisèle Jamaica bzw. Guadeloupe als idealisierte Gegenbilder zu ihrer Alltagsrealität in Großbritannien und Frankreich, als Orte, an denen ihre Zugehörigkeit nicht in Frage gestellt wird. So heißt es in *The Unbelonging*: „[H]er longing to return to Jamaica became a passionate force. That was where she belonged. There her colour didn't matter, for everyone else was the same" (UB, 68). Die Vorstellung eines rassismusfreien Landes prägt auch Gisèles Gedanken an Guadeloupe:

Je me disais : là où l'on va, les Noirs sont chez eux. Jamais plus je ne laisserai quelqu'un m'appeler Bamboula ... Jamais. Jamais plus je n'irai cacher la noirceur de ma peau sous un bureau ... Je ne serai plus la mouche dans le bol de lait, le chaperon noir, la seule négresse qu'on aime parmi tous les autres nègres qu'on hait ... Jamais plus, le sommeil ne me précipitera dans le vide. Et je serai moi-même au pays des miens ... Là où je vais, les gens de couleur – comme disent les Blancs – ont le droit de parler haut, d'apparaître à la télévision, d'être en colère aussi, et fiers comme les Blancs sont fiers d'eux-mêmes ... (ESJ, 167; meine Hervorhebung S.B.).

Regelmäßig flüchtet Hyacinth in einen leitmotivisch wiederkehrenden (Tag-)Traum von ihrer frühesten Kindheit im Haus von Auntie Joyce auf Jamaica, das sie sich als „safe [...] little green cave“ (UB, 9) erträumt. Je länger sie in Großbritannien lebt, desto stärker driften Realität und Traum jedoch auseinander und desto vehementer muss Hyacinth Presseberichte und Erzählungen jamaikanischer Mitstudenten ausblenden, um ihr Idealbild von Jamaica zu erhalten. (vgl. Gadsby 2006, 101 f.; vgl. UB, 110) Als sie dank eines Postgraduierstipendiums nach Kingston zurückkehren kann, wo ihre Tante in einer Slumgegend krank und alkoholisiert dahinsiecht, verkehrt sich Hyacinths Traum in einen Albtraum:

This was not the place she remembered (UB, 137)
She stood frozen, head shaking in denial as the nightmare came to life. Her mind screamed rejection, body bathed in cold sweat, as she trembled and whimpered, unable to bear what she could see. [...] This is not reality, her mind rejected. The reality is not here, this is the nightmare (UB, 139)

Ihre Kindheitsfreundin Florence beschuldigt Hyacinth zudem, ihre Tante vernachlässigt zu haben und damit Schuld an deren Alkoholismus zu sein. Als Florence sie mit den Worten „Go back whe yu come fram. We noh like farigners ina J.A.“ (UB, 142) beleidigt, ist Hyacinth „total alienation from any homeplace“ (Gadsby 2006, 102) besiegelt. Während *The Unbelonging* negativ in der totalen Isolation der Protagonistin endet, wird in *L'Exil selon Julia* die Rückkehr zur Authentizität als möglich dargestellt.

[S]eul le retour à leur île permet aux narratrices guadeloupéennes de reprendre le contrôle de leur existence personnelle. [...] En revenant à la Guadeloupe, les narratrices prennent leur [sic!] distances, au sens figuré et littéral, avec la France [...] (Mugnier 2000, 61 und 70).

Der Roman endet mit dem idyllischen Bild des fruchtbaren Gartens der Großmutter, in dessen Nähe eine Quelle entspringt, die als Symbol für die Rückkehr zu den Wurzeln interpretiert werden kann.

Die geglückte Rückkehr wird jedoch auch in *L'Exil selon Julia* implizit dadurch relativiert, dass Gisèles aufgrund ihrer falschen Aussprache des Kreol und ihres mangelnden Alltagswissens zum Ziel des Spottes ihrer Mitschülerinnen wird:

Elles rient de mon créole grené de RRR, de tous les mots français qui comblent les trous de la méconnaissance. Elles se moquent de mon ignorance quant à des choses élémentaires essentielles à ma survie ici (ESJ, 188).

7.3 Die kreative Rückkehr

Auch die kreative Rückkehr kann von Erfahrungen der Alterität und Exklusion ausgelöst sein, die im Falle von *Fruit of the Lemon*, *Finding Miracles* und Cristina Garcías *Dreaming in Cuban* (1992) die Identifikationsbasis der Protagonistinnen vorübergehend erschüttern. Häufig ist allerdings das fehlende Wissen um die Familiengeschichte und die kulturellen Ursprünge der Eltern Auslöser für eine gewisse Instabilität der Protagonistinnen. In *Fruit of the Lemon* hinterfragt Faith aufgrund ihrer mangelnden Kenntnisse die stereotypen Vorstellungen ihrer weißen Altersgenossen nicht:

Das Rückkehrmotiv im Migrationsroman der karibischen Diaspora

‘Your mum and dad came on a banana boat,’ that was what the bully boys at my primary school used to say. [...] So it was a bit of a shock when Mum told me, ‘We came on a banana boat to England, your dad and me. The Jamaica Producers’ banana boat.’ [...] ‘Where did you sit on this boat?’ I asked my mum. And she laughed. ‘It was a proper boat with cabins and everything. Even had a dance every evening and we took it in turns to sit at the captain’s table. What, you think we sit among the bananas?’ I didn’t tell her then but, yes, that was exactly what I thought (*FL*, 3 f.).

Zu Besuch bei Tante Coral auf Jamaica ermöglichen es Faith deren Erzählungen, „[to] travel back into her family past, recovering the complex history of her ancestors“ (Lima 2005, 74). Dabei führt jede Geschichte zur Erweiterung des Familienstammbaumes, der in regelmäßigen Abständen im Roman abgedruckt ist. Am Romanende umfasst er acht Generationen.

I thought my history started when the ship carrying my parents sailed from Jamaica and docked in England on Guy Fawkes’ night. But I was wrong. [...] They wrapped me in a family history and swaddled me tight in its stories. And I was taking back that family to England (*FL*, 325 f.).

Die narrativ vermittelte fragmentarische und achronologische Rekonstruktion ihrer Familiengeschichte ermöglicht es Faith, – wie von Hedetoft (2004) postuliert – auf Basis einer Genealogie neue Zugehörigkeitsgefühle zu entwickeln und dank ihres neu erworbenen Wissens umso bewusster ein Leben in London zu wählen. „[I]n the course of the novel Faith finds out that she can *choose* to locate herself in London and to belong there“ (Stein 2004, 69; meine Hervorhebung, S. B.). Ihre multiple Identität kann Faith am Romanende im Sinne von Jones/Krzyżanowski (2008) klar formulieren:

Let those bully boys walk behind me in the playground. Let them tell me, ‘You’re a darkie. Faith’s a darkie.’ I am the granddaughter of Grace and William Campbell. I am the great-grandchild of Cecilia Hilton. I am descended from Katherine whose mother was a slave. I am the cousin of Afria. I am the niece of Coral Thompspon and the daughter of Wade and Mildred Jackson. Let them say what they like. Because I am the bastard child of Empire and I will have my day (*FL*, 326 f.). It was Guy Fawkes’ night and I was coming home. I was coming home to tell everyone ... My mum and dad came to England on a banana boat (*FL*, 339).

Ähnlich wie in *Fruit of the Lemon* ist Pilar in *Dreaming in Cuban* aufgrund der Überassimilierung ihrer antikommunistischen Mutter Lourdes an die US-amerikanische Lebensweise von jeglichem Wissen über Kuba abgeschnitten. Allerdings kommuniziert sie telepathisch mit ihrer auf Kuba lebenden Großmutter Celia. Als dieser Kontakt abbricht, beschließt Pilar, ihre Großmutter zu besuchen:

Even though I've been living in Brooklyn all my life, it doesn't feel like home to me. I'm not sure Cuba is, but I want to find out. If I could only see Abuela Celia again, I'd know where I belonged (*DIC*, 58).

An ihrem ersten Tag auf Kuba begrüßt Celia Pilar mit den Worten: „I'm glad you remember, Pilar. I always knew you would“ (*DIC*, 218). Während Pilar Portraits von der Großmutter anfertigt, lässt diese ihre Gedanken schweifen und erzählt der Enkelin aus der Vergangenheit. „As I listen, I feel my grandmother's life passing to me through her hands. It's a steady electricity, humming and true“ (*DIC*, 222). „Celia provides Pilar with the connection to the maternal line, mother tongue, and homeland her mother had severed, as well as a sense of security and self-worth“ (Davis 2000, 64). Nach Celias Tod erbt sie deren nie verschickte Briefe an ihren früheren Geliebten Gustavo. Damit erhält Pilar Einblick in die intimsten Gedanken der Großmutter. Bereits kurz nach Pilars Geburt schrieb diese Gustavo vorahnungsvoll:

January 11, 1959
My dearest Gustavo,
The revolution is eleven days old. My granddaughter,
Pilar Puente del Pino, was born today. It is also my birthday.
I am fifty years old. I will no longer write to you, mi amor.
She will remember everything.

My love always,
Celia
(*DIC*, 245; meine Hervorhebung, S. B.)

Auch Pilar kann am Ende ihres Kubaaufenthaltes ihre neu gewählten Zugehörigkeiten zum Ausdruck bringen (vgl. Holmes 2005, 121):

I'm afraid to lose all this, to lose Abuela Celia again. But sooner or later I'd have to return to New York. I know now it's where I belong – not instead of here, but more than here (DIC, 236).

7.4 Die Diskussion verschiedener Lebenspläne

In Suzanne Dracius' *L'autre qui danse* (1989) und der als Romanfortsetzung interpretierbaren Kurzgeschichte „L'âme sœur“ (verf. 1990, publ. 2003) sowie in Vernella Fullers *Going Back Home* (1992) und Andrea Levys *Never Far from Nowhere* (1996) wird die Aushandlung von Zugehörigkeitsgefühlen aus der Psyche eines Individuums heraus auf die unterschiedlichen Lebenspläne zweier Schwestern übertragen.

In Fort-de-France geboren, wachsen die Schwestern Rehvana und Matildana in *L'autre qui danse* in Paris auf. Während Matildana erfolgreich ihrem Studium nachgeht, schließt sich Rehvana in ihrem Wunsch, „[d'être] authentique, plus authentique que ceux qui ne sont jamais partis sur l'Autre Bord“ (AD, 23), den fundamentalistischen Fils d'Agar an, „[qui] par la fausse négritude [...] cherchent à créer une Afrique grotesque et artificielle“ (Gasster-Carrière 1997, 86).

Schließlich kehrt Rehvana mit ihrem gewalttätigen Lebensgefährten Enryck nach Martinique zurück, wo sie – in ihrer Sichtweise – ihr wahres Ich wiederherzustellen versucht:

Plus royaliste que le roi, agressive, éperdue d'antillanité militante, Rehvana s'insurgeait, solitaire, contre tout ce qui, à ses yeux, n'était pas paré d'authenticité sans conteste. [...] [S]eule compte la restitution de son être qui lui paraît presque achevée, déjà (AD, 130; meine Hervorhebung, S. B.).

Diese Rückkehr zur Essenz muss allerdings unwillkürlich scheitern. Unter anderem wird sie auf Martinique als *Française de France* wahrgenommen und behandelt. Durch die Geburt ihrer Tochter und die von Enrycks Misshandlungen ausgelöste Anorexie geschwächt kehrt sie nach Paris zurück, um dort einen afrikanischen Tod zu sterben („une mort de désert d'Afrique pour n'avoir pu vivre africaine“; AD, 382): Man findet sie und ihre Tochter verhungert in einer Sozialwohnung der Pariser *banlieues*.

Im Gegensatz zu ihrer Schwester verfängt sich Matildana nicht todbringend in ihrer Wurzelsuche. Matildana lebt ihre multiplen Zugehörigkeitsgefühle unter anderem dadurch aus, dass sie nach ihrer bestandenen *licence* abwechselnd in Fort-de-France und Paris lebt.

Et elle aime Fort-de-France [...] autant que l'autre, la ville aux sept collines, la Rome de ses humanités qu'elle a aussi gardée au cœur [...].

Elle aime Térérence tout autant que Senghor; rien d'humain, quelle que soit sa couleur, fût-ce blanc, noir, jaune ou tricolore, rien d'humain ne lui est étranger. Contrairement à sa petite sœur, Matildana n'est pas de ceux qui se châtient eux-mêmes de noirceurs impossibles (AD, 345 f.).

Matildana *ist* ‚l'autre qui danse'. Ihr Tanz „selon un rituel inconnu mais auquel il lui semble qu'elle s'est initiée sans grand-peine“ (AD, 81) ist eine Form der imaginären Rückkehr, der Rekonstruktion der Vergangenheit. Dabei tanzen sie und ihre Freunde aus aller Welt vereint im gleichen Rhythmus. „Through the dance [...] all three lands, Africa, Martinique and France are acknowledged as a possible home and therefore, as equal and adequate agents and constituents for identity“ (Vété-Congolo 2007, 8).

7.5 Die Überwindung des Rückkehrwunsches

Den gleichen Wunsch nach einer Rückkehr zu ihren Wurzeln hegt auch Marie-Noëlle in Maryse Condés *Desirada* (1997). Ihr primäres Anliegen ist es herauszufinden, wer ihr biologischer Vater ist. „[S]he [...] feels that not knowing her biological father's identity in effect deprives her of an identity [...]“ (Britton 2008, 132). Da Marie-Noëlle weder von ihrer Mutter noch der Großmutter Unterstützung erfährt, muss sie sich auf Guadeloupe alleine auf die Vatersuche begeben und letztlich akzeptieren, dass sie die Identität ihres Vaters nie mit Sicherheit wird bestimmen können. Allerdings deutet Condé die Unmöglichkeit der Rückkehr zu den Wurzeln in *Desirada* als positiv um. Anstelle einer „notion of identity [...] based on filiation and origin“ (ebd., 147) definiert Marie-Noëlle ihre Identität über die Zugehörigkeit zu einer *Wahl*gemeinschaft, einer internationalen „[community of] people who ‚don't belong‘“ (ebd., 131).

Ihre Selbstdefinition als ‚zombie‘ oder ‚monstre‘ eröffnet ihr die Freiheit, sich über neue und wechselnde Zugehörigkeiten zu definieren:

Il [= Ludovic, Marie-Noëlles Stiefvater; S. B.] me répétait qu'à force de regarder derrière, par-dessus mon épaule, je m'étais changée en zombie. Oui! [...] Ludovic s'irritait quand je parlais de ma monstrosité. [...] Il ne comprenait pas qu'en fin de compte, réelle ou imaginaire, cette identité-là avait fini par me plaire. D'une certaine manière, ma monstrosité me rend unique. Grâce à elle, je ne possède ni nationalité ni pays ni langue. Je peux rejeter ces tracasseries qui tracassent tellement les humains. Elle donne aussi une explication à ce qui entoure ma vie (D, 280 f.).

Ein ganz ähnliches Identitätsideal formuliert auch Irie Jones in *White Teeth*, die in London geborene Tochter einer jamaikanischen Mutter und eines englischen Vaters, als sie erkennt, dass eine Rückkehr zu einem idealisierten Heimatland unmöglich ist. Zunächst unternimmt Irie „symbolic journeys“ (Ahokas 2004, 116) in die koloniale und Migrationsvergangenheit der jamaikanischen Hälfte ihrer Familie, indem sie für eine Zeit im Haus ihrer Großmutter einzieht und deren Fotografien und Familienunterlagen durchsucht.

She laid claim to the past – her version of the past – aggressively, as if retrieving misdirected mail. So this was where she came from. This all belonged to her, her birthright, like a pair of pearl earrings or a post office bond. X marks the spot, and Irie put an X on everything she found, collecting bits and bobs (birth certificates, maps, army reports, news articles) and storing them under the sofa, so that as if by osmosis the richness of them would pass through the fabric while she was sleeping and seep right into her (WT, 400).

Für kurze Zeit erscheint ihr das neu für sich entdeckte Jamaica als ein Zuhause, zu dem sie zurückkehren und neu beginnen kann.

Jamaica appeared to Irie as if it were newly made [...] – a place where things simply were. No fictions, no myths, no lies, no tangled webs – this is how Irie imagined her homeland. Because homeland is one of the magical fantasy words like unicorn and soul and infinity that have now passed into the language. And the particular magic of homeland, its particular spell over Irie, was that it sounded like a beginning. The beginningest of beginnings. Like the first morning of Eden and the day after apocalypse. A blank page (WT, 402).

Schnell aber erkennt sie, dass eine Rückkehr zu authentischen jamaikanischen Wurzeln unmöglich ist: „it was as useless as chasing your own shadow“ (WT, 407). Aus dieser Einsicht heraus formuliert Zadie Smith ebenso wie Maryse Condé ein neues Identitätsideal, das die Frage nach persönlichen wie kulturellen Wurzeln als Identifikationskriterium außen vor lässt. Iries ungeborenes Kind verkörpert diese Identität als Nachkomme einer englisch-jamaikanischen Mutter und von dem über-assimilierten Magid oder dem fundamentalistischen Millat, einem der beiden Zwillingbrüder, deren Eltern aus Bangladesh nach England einwanderten.

Irie's child can never be mapped exactly nor spoken of with any certainty. Some secrets are permanent. In a vision, Irie has seen a time, a time not far from now, when roots won't matter any more because they can't because they mustn't because they're too long and they're too tortuous and they're just buried too damn deep. She looks forward to it (WT, 527).

8. Ergebnisse

Im Rahmen der vergleichenden Analyse konnte die Vielfalt der Umsetzungsmöglichkeiten des Rückkehrmotivs im karibischen Migrationsroman angedeutet werden. Als erste Schlussfolgerung lässt sich vermerken, dass die erfolgreiche, von Inklusion ausgehende kreative Rückkehrform vor allem für amerikanische und britische Migrationsromane typisch ist. Mit *The Unbelonging*, *Never Far from Nowhere* und *Going Back Home* über *Fruit of the Lemon* zu *White Teeth* lässt sich für die *Black British Literature* chronologisch der Übergang von der nostalgischen Rückkehr zur Verhandlung von Rückkehrmotivationen, zur kreativen Rückkehr und deren Überwindung nachzeichnen. Demgegenüber scheint die frankophone Literatur noch stärker im Sinne der Exilliteratur die Rückkehr bzw. die Unmöglichkeit der Rückkehr zur Essenz aufzuzeigen. Maryse Condé, die älteste der hier vertretenen Autorinnen und ebenso wie ihre Protagonistin Marie-Noëlle eine „nomade inconvenante“¹⁴, ist jedoch als Ausnahme zu werten: Ebenso wie die junge Zadie

¹⁴ Vgl. den Titel des Sammelbandes *Maryse Condé: Une nomade inconvenante* (Cottenet-Hage/ Moudileno 2002).

Smith denkt sie bereits die Abkehr von jeglicher Rückwärtsorientierung an.

Ohne an dieser Stelle den Etabliertheitsgrad bzw. das Maß an Kanonisierung der Migrationsliteraturen in jedem Land erschöpfend darstellen zu können, sei hier auf zwei *labels* verwiesen: Während *Black British Literature* eine inklusive Kategorie ist, die voraussetzt, dass ‚British‘ auch ‚Black‘ sein kann, unterscheidet beispielsweise die *Bibliothèque Nationale de France* in ihrem Katalog weiterhin zwischen *Littérature française* und *Littérature d'expression française*. Unter letztere Kategorie fallen nicht nur Autoren aus Belgien und der Schweiz, sondern auch Maryse Condé, Suzanne Dracius und Gisèle Pineau, die französische Staatsbürgerinnen sind.

Im Jahr 2007 veröffentlichten 44 „frankophone“ Autoren, darunter Tahar Ben Jelloun, Edouard Glissant, Amin Maalouf, JMG Le Clézio sowie Maryse Condé und Gisèle Pineau, das Manifest „Pour une littérature-monde en français“, in dem sie die Abkehr von der dichotomischen Unterscheidung zwischen ‚französisch‘ und ‚frankophon‘ fordern. Unter anderem nennen sie die *Black British Literature* als Vorbild:

Combien d'écrivains de langue française, pris eux aussi entre deux ou plusieurs cultures, se sont interrogés alors sur cette étrange disparité qui les reléguait sur les marges, eux ‚francophones‘, variante exotique tout juste tolérée, tandis que les enfants de l'ex-Empire britannique prenaient, en toute légitimité, possession des lettres anglaises? (Le Bris 2007, o. S.)

Literatur

Primärwerke (mit im Text verwendeten Abkürzungen)

Alvarez, Julia. *Finding Miracles*. New York: Random House, 2004. (FM)

Condé, Maryse. *Desirada*. Paris: Robert Laffont, 1997. (D)

Dracius, Suzanne. *L'autre qui danse*. Paris: Le Rocher, 2007. (1. Aufl. 1989) (AD)

-----, „L'âme sœur.“ *Rue Monte au Ciel*. Suzanne Dracius. Fort-de-France: Desnel, 2003.

Fuller, Vernella. *Going Back Home*. London: The Women's Press, 1992.

- García, Cristina. *Dreaming in Cuban*. New York: Ballantine Books, 1992. (DC)
- Levy, Andrea. *Never Far from Nowhere*. London: Review, 1996.
- . *Fruit of the Lemon*. London: Review, 1999. (FL)
- Obejas, Achy. *Memory Mambo*. Pittsburgh und San Francisco: Cleis Press, 1996.
- Osa, Nancy. *Cuba 15*. New York: Random House, 2003. (C15)
- Pineau, Gisèle. *L'Exil selon Julia*. Paris: Stock, 1996. (ESJ)
- Riley, Joan. *The Unbelonging*. London: The Women's Press, 1985. (UB)
- Smith, Zadie. *White Teeth*. London u.a.: Penguin, 2000. (WT)
- Williams, Charlotte. *Sugar and Slate*. Aberystwyth: Planet, 2002.

Sekundärliteratur

- Ahokas, Pirjo. „Transcending Binary Divisions: Constructing a Post-modern Female Urban Identity in Louise Erdrich's *The Antelope Wife* and Zadie Smith's *White Teeth*.“ *Sites of Ethnicity: Europe and the Americas*. Hg. William Boelhower, Rocío G. Davis und Carmen Birkle. Heidelberg: Winter, 2004.
- Alexander, Simone A. *Mother Imagery in the Novels of Afro-Caribbean Women*. Columbia und London: University of Missouri Press, 2001.
- Antor, Heinz. „Multikulturalismus, Interkulturalität und Transkulturalität: Perspektiven für interdisziplinäre Forschung und Lehre.“ *Inter- und Transkulturelle Studien: Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Praxis*. Hg. Heinz Antor. Heidelberg: Winter, 2006. 25 – 39.
- Appiah, Kwame Anthony. *The Ethics of Identity*. Princeton und Oxford: Princeton University Press, 2005.
- . *Cosmopolitanism: Ethics in a World of Strangers*. New York und London: Norton, 2006.
- . „Does Truth Matter to Identity?“ *Race or Ethnicity? On Black and Latino Identity*. Hg. Jorge J. E. Gracia. Ithaca und London: Cornell University Press, 2007. 19 – 44.

- Ashcroft, Bill, Gareth Griffiths und Helen Tiffin. *Post-Colonial Studies: The Key Concepts*. London und New York: Routledge, 2000.
- Bhabha, Homi. *The Location of Culture*. London: Routledge, 1994.
- Britton, Celia. *A Sense of Community in French Caribbean Fiction*. Liverpool: Liverpool University Press, 2008.
- Bromley, Roger. „Knowing Your Place: Becoming Black/Asian British (1): *Song of the Boatwoman, The Map-Makers of Spitalfields* and *Fruit of the Lemon*.“ *Narratives for a New Belonging: Diasporic Cultural Fictions. Tendencies: Identities, Texts, Cultures*. Hg. Roger Bromley. Edinburgh: Edinburgh University Press, 2000. 119 – 141.
- Caminero-Santangelo, Marta. „Contesting the Boundaries of Exile: Latino/a Literature“. *World Literature Today* 74,1 (2000): 507 – 517.
- Childs, Peter, Jean Jacques Weber und Patrick Williams. *Post-Colonial Theory and Literatures. African, Caribbean and South Asian*. WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium 7. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2006.
- Cottenet-Hage, Madeleine und Lydie Moudileno. *Maryse Condé : Une nomade inconvenante: Mélanges offerts à Maryse Condé*. Guadeloupe et al.: Ibis Rouge, 2002.
- Davis, Rocío G. „Back to the Future: Mothers, Languages, and Homes in Cristina García's *Dreaming in Cuban*“. *World Literature Today* 74,1 (2000): 60 – 68.
- Eikelpasch, Rolf und Claudia Rademacher. *Identität. Einsichten*. Bielefeld: transcript Verlag, 2004.
- Esser, Hartmut. „Welche Alternativen zur ‚Assimilation‘ gibt es eigentlich?“ *IMIS-Beiträge*. Vorstand des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück. 23 (2004): 41 – 59.
- Fludernik, Monika. „Introduction. What is Hybridity? (And why Are They Saying Such Terrible Things About It?).“ *Hybridity and Postcolonialism: Twentieth-Century Indian Literature*. Hg. Monika Fludernik. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1998a. 9 – 18.

- „Colonial vs. Cosmopolitan Hybridity: A Comparison of Mulk Raj Anand and R.K. Narayan with recent British and North American Expatriate Writing (Singh-Baldwin, Divakaruni, Sune-tra Gupta).“ *Hybridity and Postcolonialism: Twentieth-Century Indian Literature*. Hg. Monika Fludernik. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1998b. 261 – 290.
- Gadsby, Meredith M. *Sucking Salt: Caribbean Women Writers, Migration, and Survival*. Columbia und London: University of Missouri Press, 2006.
- Gasster-Carrière, Suzanne. „Le Corps victime : Juletane de Warner-Vieyra et *L'autre qui danse* de Suzanne Draci-us-Pinalie.“ *Études francophones* 12.2 (1997): 81 – 91.
- Gewecke, Frauke. „Territorien der Identität: zur Topographie des Eigenen und des Fremden in der Literatur der Latinos in den USA.“ *Literarische Begegnungen: Romanische Studien zur kulturellen Identität, Differenz und Alterität: Festschrift für Karl Hölz zum 60. Geburts-tag*. Hg. Frank Leinen. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2002. 321 – 343.
- Hall, Stuart. „New Ethnicities.“ *Stuart Hall: Critical Dialogues in Cultural Studies*. Hgg. David Morley und Kuan-Hsing Chen. London und New York: Routledge, 1996. 441 – 449.
- Hedetoft, Ulf. „Discourses and Images of Belonging: Migrants Between New Racism, Liberal Nationalism and Globalization.“ *The Politics of Multiple Belonging: Ethnicity and Nationalism in Europe and East Asia*. Hg. Flemming Christiansen und Ulf Hedetoft. Hants und Burlington: Ashgate, 2004. 23 – 43.
- Holmes, Amanda. „The Spatial Self: Remembering the Caribbean Diaspora in Esmeralda Santiago, Jamaica Kincaid and Cristina García.“ *Revista canadiense de estudios hispánicos* 31,1 (2005): 109 – 128.
- Jones Paul und Michał Krzyżanowski. „Identity, Belonging and Migration: Beyond Constructing ‚Others‘.“ *Identity, Belonging and Migration*. Hgg. Ruth Wodak, Gerard Delanty und Paul Jones. Liverpool: Liverpool University Press. 2008. 38 – 53.

- Korte, Barbara. „Generationsbewusstsein als Element ‚schwarzer‘ britischer Identitätsfiktion.“ *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 40. Hgg. Theodor Berchem, Volker Kapp, Franz Link, Kurt Müller, Ruprecht Wimmer und Alois Wolf. Berlin: Duncker und Humblot, 1999. 331 – 350.
- Le Bris, Michel. „Manifeste ‚pour une littérature-monde en français‘.“ *Le Monde des Livres*. Ausgabe vom 19.03.2007. 03.05.2009 <<http://www.etonnants-voyageurs.com/spip.php?article1574>>.
- Lima, Maria Helena. „’Pivoting the Centre’: The Fiction of Andrea Levy.“ *Write Black, Write British: From Post Colonial to Black British Literature*. Hg. Kadijy Sesay. Hertford: Hansib, 2005. 56 – 85.
- Melucci, Alberto. „Identity and Difference in a Globalized World.“ *Debating Cultural Hybridity: Multi-Cultural Identities and the Politics of Anti-Racism*. Hgg. Pnina Werbner und Tariq Modood. London und New Jersey: Zed Books, 2000. 58 – 69.
- Mugnier, Françoise. „La France dans l’œuvre de Gisèle Pineau.“ *Études francophones* 15 (2000): 61 – 73.
- Munro, Martin. „Nostalgia isn’t what it used to be: Changing Approaches to Exile in the Caribbean.“ *Uncertain Relations: Some Configurations of the ‚Third Space‘ in Francophone Writings of the Americas and of Europe*. Hg. Rachel Killick. Bern: Peter Lang, 2005. 115 – 125.
- Papastergiadis, Nikos. „Tracing Hybridity in Theory.“ *Debating Cultural Hybridity: Multi-Cultural Identities and the Politics of Anti-Racism*. Hgg. Pnina Werbner und Tariq Modood. London und New Jersey: Zed Books, 2000. 257 – 281.
- Peepre, Mari. „Home, Hybridity, and the Caribbean.“ *Bridges across Chasms: Towards a Transcultural Future in Caribbean Literature*. Hg. Bénédicte Ledent. Liège: Liège Language and Literature, 2004. 221 – 231.
- Pérez Firmat, Gustavo. *Life on the Hyphen: The Cuban-American Way*. Austin: University of Texas Press, 1994.
- Segal, Aaron. „The Caribbean Exodus in a Global Context: Comparative Migration Experiences.“ *The Caribbean Exodus*. Hg. Barry B. Levine. New York, Westport und London: Praeger, 1987. 44 – 64.

- Sommer, Roy. *Fictions of Migration: Ein Beitrag zur Theorie und Gattungstypologie des zeitgenössischen interkulturellen Romans in Großbritannien*. ELCH Studies in English Literary and Cultural History. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2001.
- Stein, Mark. *Black British Literature: Novels of Transformation*. Columbus: Ohio State University Press, 2004.
- Vété-Congolo, Hanétha. „Rehvana’s ‚Negritudism’ or Mat(h)ildana’s Métissage-maronnage in Suzanne Dracius’ *L’autre qui danse* and *L’âme sœur*.“ *Postcolonial Text* 1.3 (2007): 1 – 21.
- Weiss, Hilde. „Die Identifikation mit dem Einwanderungsland – das Ende des Integrationsweges?“ *Leben in zwei Welten: Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation*. Hg. Hilde Weiss. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007. 189 – 215.
- Welsch, Wolfgang. „Transkulturalität: Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen.“ *Hybridkultur: Medien. Netze. Künste*. Hgg. Irmela Schneider und Christian W. Tomsen. Köln: Wienand Verlag, 1997. 67 – 90.
- Young, Robert J. C. *Colonial Desire: Hybridity in Theory, Culture and Race*. London und New York: Routledge, 1995.

Die Transformation des nationalen Bildungsfeldes vor dem Hintergrund der Neustrukturierung des internationalen Bildungsraums – PISA und seine Folgen

von Dipl.-Soz. Sigrid Piaschinski

1. Einleitung

Bildungssoziologische Betrachtungen waren in den Sozialwissenschaften zwar stets von hoher Relevanz, erleben momentan jedoch eine neue, ungemeine Popularität. Eine soziologische Betrachtung des Bildungsfeldes ist tatsächlich mit unterschiedlichsten Erkenntnissen verbunden, wobei im Folgenden vor allem die Primär- und Sekundärbildung als Bereiche betrachtet werden sollen, in denen in letzter Zeit zahlreiche Veränderungen stattgefunden haben. Meine Dissertation beschäftigt sich mit dieser Transformation.

Wer heute die Wissenschaft heranzieht, um bildungspolitisch zu argumentieren, der verweist auf den desolaten und reformbedürftigen Zustand des deutschen Bildungssystems. Die mittlerweile von vielerlei Quellen der Bildungsforschung entwickelten Leistungsmessinstrumente zeichnen zwar ein mittlerweile etwas positiveres Bild von der deutschen Schülerschaft, allerdings kann das System die Erfüllung von Gleichheit, Gerechtigkeit und effektivem Unterricht, vor allem bezogen auf die Lehrerbildung, immer noch nicht erfüllen. Dementsprechend wird sehr viel in die neue Bildungsforschung investiert, die in ihrer Emanzipation von theoretischer Abstraktheit und Diffusität einen entscheidenden Schritt zur Bewältigung der Herausforderungen der Moderne sieht. Die Hinwendung zur Ausbildung einer „wissenden“ Schülerschaft, die in der Lage ist, auf der Grundlage von standardisierten Basiskompetenzen lebenslang zu lernen, bietet somit keine Alternative, will Deutschland im globalen Wettbewerb bestehen und seinen Lebensstandard weiter erhöhen und zwar für alle.

Eine solche Argumentation ist wohl vertraut, findet sie sich doch in sämtlichen Zusammenhängen, in denen über Bildung diskutiert wird: In den Medien, in den Organen der nationalen Bildungspolitik, ja, sogar in der Wissenschaft selbst. Wie oft hören wir „PISA hat gezeigt, dass...“ oder „wenn diese oder jene Reform umgesetzt wird, schaffen wir es auch wieder bei PISA auf einen besseren Platz“. Diese Argumente wirken so naheliegend, dass zu leicht aus dem Blick gerät, warum es denn gerade diese Argumente, diese Ideen und Begriffe von Bildung sind und nicht andere, die uns so logisch erscheinen. Natürlich braucht es Kompetenzen, natürlich braucht es Standards und Indikatoren, denn wie soll sonst vernünftig gemessen werden? In diesem Zusammenhang liegt es vielleicht außerhalb der intuitiven Reichweite, zu fragen, wie es kommt, dass überall von Kompetenzen gesprochen wird, wenn Bildung thematisiert wird, warum es als so wichtig erachtet wird, auf PISA zu verweisen und warum sich schon ein solches Argument eignet, Diskussionsgegnern den Wind aus den Segeln zu nehmen. Es lohnt sich zu fragen, was in den deutschen Diskursen um das Thema Bildung momentan eigentlich passiert – warum es zu Spannungen, zahlreichen unintendierten Nebenfolgen und Hybridisierungen kommt. Und genauso lohnt es sich zu thematisieren, was im Bereich der Wissenschaften, die sich mit dem Thema Bildung auseinandersetzen, geschieht, welche Disziplinen denn diejenigen sind, die Erkenntnisse wie PISA und eine erfolgreiche Umsetzung seiner Empfehlungen proklamieren. In einer solchen Perspektive auf übergeordnete gesellschaftliche Wandlungsprozesse kommen Elemente in den Blick, die zu einem umfassenderen Verständnis beitragen können.

2. Die Feldperspektive von Pierre Bourdieu

Wie kann eine solche Perspektive eingenommen, welche Theorien herangezogen werden? Gerade in jüngster Zeit hat die Feldtheorie des Soziologen Pierre Bourdieu (1970, 1983, 1985, 1991, 2001, 2004) erneute Prominenz erlangt, gerade auch durch Versuche, seine Idee auf globale Zusammenhänge zu übertragen – wie auch der Bereich der Primär- und Sekundärbildung definitiv zu einem solchen globalen Zusammenhang

geworden ist. Bourdieu umreißt thematisch oder auch funktional abgegrenzte Räume als soziale Felder, in denen sich Akteure mit bestimmten Kapitalvolumina und -strukturen relational positionieren. Ursprünglich unterscheidet Bourdieu zwischen ökonomischem, sozialem, kulturellem und symbolischem Kapital. Dies bedeutet praktisch: Je mehr Geld, Beziehungen, Bildung oder Titel jemand besitzt, desto einflussreicher ist er und desto mehr Möglichkeiten hat er, verglichen mit jemandem, der über weniger Kapital verfügt. Aus der Umverteilung von Kapitalien (durch Vererbung, Erziehung, Bildungsprozesse, Kontaktknüpfen etc.) ergibt sich dementsprechend eine erste Quelle dynamischer Transformation innerhalb und zwischen den Feldern, was Bourdieu soziale Kämpfe nennt. Die zweite, ebenso entscheidende Dynamik resultiert hingegen aus den symbolischen Kämpfen, die das konstruktivistische Element der Kapitalverteilungen und -bewertungen betreffen. Das bedeutet, wie beispielsweise eine bestimmte Form von Bildung bewertet wird, ist entscheidend dafür, ob jemand, der Bildung in diesem Sinne besitzt, anerkannt und damit zur Einflussnahme autorisiert wird. Entscheidend bei Bourdieu ist somit der Aspekt der Anerkennung von Kapitalien, ihre Bewertung und dementsprechend die Legitimität von Deutungsmustern. Und dies ist der entscheidende Punkt: Die symbolische Ordnung, die Deutungsmuster, die sich als Doxa, also als relativ stabil – meist mit Hilfe institutioneller Gefüge – durchsetzen, sind im Prinzip Resultat von Diskursen, die aus der Feldpositionierung von Akteuren heraus strukturiert werden. Das bedeutet, will man die Leitbilder, Regierungsmechanismen und schlussendlich auch die Praktiken von Bildung verstehen, gilt es nachzuzeichnen, wie sich das Bildungsfeld gestaltet und welche institutionellen Foren es gibt, in denen über Bildung diskutiert, wo Bildung im Prinzip definiert wird und – ganz wichtig – wer Zugang hat zu diesen Foren, d.h. welche Form von Kapital jemand braucht, um sich legitim Gehör verschaffen zu können.

Gerade wenn vom Bildungsfeld gesprochen wird, fällt auf, dass es nicht erst seit gestern heftigsten Streit über Inhalt und Umsetzung von Bildungspolitik gibt. Genauso alt ist der Streit um die Bedeutung der Pädagogik oder das Ideal von Bildung, wobei hier traditionell Befürworter eines selbstzweckorientierten, fachlich und humanistisch ausgelegten

Bildungsverständnis denjenigen gegenüberstehen, die eine auf die Realität und ihre Anforderungen ausgerichtete Bildung fordern (vgl. Piaschinski 2009). Doch nichtsdestotrotz war es bis in die Weimarer Republik, im Prinzip auch noch bis in die Nachkriegszeit immer wieder die Allgemeine Pädagogik bzw. die Bildungstheorie, die sich in die Diskurse mit sehr viel Erfolg eingebracht haben und mit ihren Argumenten den Erhalt des humanistischen Bildungsideals in den Institutionen der Bildungspolitik erreichen konnten. Dies weist darauf hin, dass der große Veränderungsschub, der sich momentan zeigt und der all die national gewachsenen Strukturen in Frage stellt bzw. transformiert, aus Prozessen der Internationalisierung resultieren muss, die die Emergenz einer neuen Feldebene im Bildungsfeld angestoßen hat, die gerade in der jüngsten Vergangenheit in soweit gelungen ist, dass von der internationalen Ebene aus Bildungspolitik betrieben wird, die weitreichende Folgen nach sich zieht. Schauen wir uns diesen Internationalisierungsprozess im Bereich der Bildung einmal genauer an.

3. Die Etablierung einer internationalen Ebene des Bildungsfeldes

Hatte sich Deutschland in der Zeit des Imperialismus von der Etablierung internationaler Bildungszusammenarbeit vorerst zurückgezogen und sein eigenes System vor allem gegen angloamerikanischen Einfluss abgeschottet, kehrt sich dieser Zustand nach 1945 um (vgl. Fuchs 2007, Münch 2009). Mit der Etablierung internationaler Institutionen, die teilweise seit ihrer Gründung unter anderem mit der internationalen Koordination des Bildungsbereichs beauftragt werden, beginnt sich die internationale Ebene im Bildungsfeld mit entsprechenden Akteuren zu strukturieren.

Mit einer Vielzahl internationaler Organisationen (IOs) und der Ausweitung eines ökonomischen Marktsegments für Bildung etablieren sich zwei neue Formen von Feldarenen für Bildungsdiskurse und Bildungspolitik, wobei die Zugänge zu diesen Arenen auf keiner Tradition aufbauen, sondern entsprechend den Zielen der IOs ausgerichtet sind (vgl. Martens et al. 2007). Seit ihrer Etablierung erfüllen die globalen Regie-

rungsorganisationen ein breites Spektrum an Funktionen: informationell (Datensammlung, -analyse, -austausch etc.), normativ (Definition von Standards und Rahmen, Regeletablierung und -überwachung) sowie operationell (finanzielle/ technische Unterstützung) (vgl. Jacobson 1984: 83). Während die IOs anfangs prinzipiell (semantisch) als unterstützende Ergänzung, d.h. als Interessenventil für Nationalstaaten verstanden wurden, änderte sich dies nochmals gravierend in den 1960er, vor allem dann ab den 1980er Jahren (vgl. Finnemore 2001, Rizvi/ Lingard 2006, Leuze et al. 2007). Das gleiche gilt für die international organisierten Wissenschaftsnetzwerke, die sich zunächst rein innerdisziplinärem Austausch gewidmet hatten (vgl. Schofer 1999). Seit Ende des Zweiten Weltkrieges, aber noch verstärkter seit den 1960er Jahren, gewinnen die Sozialwissenschaften immer mehr an Bedeutung im wissenschaftlichen Feld – und mit ihnen die Idee, soziale mit wissenschaftlichen Zielen gerade auch in der internationalen Zusammenarbeit zu koppeln – und damit auch mit der bisherigen Abschottung des deutschen Bildungsdiskurses von internationalem Einfluss zu brechen (vgl. Zymek 2009). Die Rückwirkung kommt prompt: Die zahlreichen internationalen Organisationen, die nun ein aktives Mandat im Bildungsbereich bekommen und somit das Recht, auch Nationalstaaten und ihre Bildungssysteme zu adressieren und hierfür „eigene“ Indikatorensysteme zu entwickeln, arbeiten auf Hochtouren und sichern sich damit mehr und mehr Legitimität. Während auf der nationalen Ebene vor allem das politische Feld traditionell legitime Macht in Anspruch genommen hat – zunehmend durch die Nutzung von wissenschaftlichem Wissen zur Lösung von Problemen sowie zur Legitimation von Entscheidungen (Weingart 2006: 42) zeigt sich bei der Etablierung einer Bildungsfeld-ebene internationaler Reichweite von Anbeginn eine Strukturierung durch primär wissenschaftliches Kapital, dessen Vertreter mit denjenigen koalieren, die besonders reich an informationellem Kapital sind, verstanden als die Generierung von Daten und Kennziffern (vgl. Bernhard 2009). Nach und nach kommt es hier zu einer bewussten Inklusion von Interessen in wissenschaftliche Diskurse, zur Transformation von Wissenschaft in Expertise. Hier zeigt sich also ein dynamischer, in sich ambivalenter Prozess. Die zunehmende Aktivität globaler Bildungsfor-

schungsinstitutionen bzw. internationaler Organisationen speist sich aus der Legitimierung und Verwendung informationellen sowie wissenschaftlichen Kapitals und transformiert damit auch die „unteren Ebenen“ des Feldes, was in Deutschland eine schwere Feldkrise produziert. Der Ruf nach „verlässlichen“ Daten und Informationen verstärkt die Legitimierung von Expertenwissen, aber gleichzeitig auch die globale Institutionalisierung von Unsicherheit und von einem Bild, das Wissenschaft als professionalisierten „Versuch und Irrtum“ (Nordmann 2008: 121) beschreibt. Expertise steht hierbei nicht (nur) für universitäre Wissenschaft, sondern stammt mehr und mehr aus privaten Unternehmen, Stiftungen oder *think tanks* (vgl. Falk et al. 2006, Weingart 2006, Braml 2006a/b). Dementsprechend differenzieren sich unterschiedlichste Formen von Politikberatungssystemen aus und nehmen wachsenden Einfluss auf die Feldstrukturen, öffnen damit das wissenschaftliche Feld selbst für neoliberale Strukturierungen und Wettbewerb (vgl. Nordmann 2008: 125f).

Drori und ihre Kollegen (2003) stellen in ihrem Buch zur Bedeutung von Wissenschaft für die Diffusion von Weltkultur fest, dass Nationalstaaten immer stärker die legitime technische Hilfe globaler Wissensakteure in Anspruch nehmen, um sich auf diese Weise Autorität zu sichern. Die Wissenschaft greift auf diese Weise in die (Re)Strukturierung politischer Machtverteilungen ein. Was hierbei als wissenschaftlich gilt, rückt im Diskurs in den Hintergrund, sodass legitime Wissenschaft im Prinzip zu nichts anderem wird als zur Anwendung wissenschaftlicher, aber längst nicht mehr kanonisierter Techniken, zu Expertise. Diese Anwendung greift stetig mehr in jeden sozialen Bereich ein und wird zum allgemeinen kulturellem Modell von Wissen und Macht (vgl. Drori et al. 2003: 8). Vielmehr gilt das „Science for development“ – Modell, d.h. die Dominanz eines instrumentellen Rechtfertigungsarguments hin zu einer verstärkten Problem- und Effektivitätsorientierung, die nach Ursache-Wirkungszusammenhängen sucht – eine Notwendigkeit (vgl. Drori et al. 2003: 105ff) im Zeichen globaler Unsicherheit und globalen Wettbewerbs.

Die internationalen Organisationen – auch diejenigen, die zuvor wenig bis gar nicht im Bildungsfeld involviert waren – gewinnen im Zuge

dieser Entwicklung ein aktives Mandat im Bildungsfeld und werden dementsprechend mit Legitimität und Definitionsmacht ausgestattet. Die primär ökonomische Ausrichtung der meisten IOs in diesem Sektor beeinflusst dementsprechend die (Re-)Definition von Bildung und schulischem Ideal (Dale/ Robertson 2007).

Im Zuge dieser Entwicklung kommt es ebenso zu einer Redefinition von Wissenschaft und von wissenschaftlicher Disziplin. Die globalisierte Institutionalisierung von Unsicherheit, die sich in einer panischen Suche nach Indikatoren, Messgrößen und Kategorisierungssystemen zur Erhebung von (einigermaßen) verlässlichen Informationen äußert, schlägt hier voll durch, wenn die nationale Politik ein umfassendes Interesse daran entwickelt, die Erziehungswissenschaften in forschende Wissenschaft zu transformieren – argumentiert mit dem Verweis auf eine globale Notwendigkeit zu einerseits vermehrt empirisch problemorientierten, andererseits bewusst internationalen und interdisziplinären Ausrichtungen (vgl. Merkens 2006, Prenzel 2008). In diesem Prozess wird die Idee von *Governance* immer stärker aufgegriffen und dementsprechend entwickeln sich die Schlagworte *Interdependenz*, *Mehrebenensystem*, *Koordination*, *Beobachtung*, *Monitoring*, *Rechenschaftslegung* und *Verantwortung* zum populären Vokabular (Kussau/ Brüsemeister 2007: 9-19). Das bedeutet aber auch: Wer dieses Vokabular verwendet, verschafft sich Gehör. In Begriffen der Feldperspektive lässt sich sagen: Wer das doxische Vokabular adaptiert, erhält Zugang zu den Diskursarenen und damit zum Zentrum des Feldes.

Nur einige wenige Stimmen rufen nach einer verstärkten Reflexivität bzw. nach einer Wiederbewusstmachung philosophischer Elemente von Pädagogik und didaktischen Fragen.

Das wohl prominenteste Beispiel eines international organisierten Netzwerks, das im Bildungsfeld ein spezielles Vokabular entwickelt hat und für dessen Verbreitung sorgt, ist die OECD mit ihrer PISA-Studie, die in Deutschland wie eine Bombe eingeschlagen hat und im Prinzip der Auslöser war, das Bildungsfeld der nationalen Ebenen total umstrukturieren zu wollen. Auch die OECD hat den Wandel zu einem aktiven Bildungsakteur, wie ich ihn beschrieben habe, durchlaufen und positioniert sich mit ihrem messbaren Bildungsindikatorensystem im

Zentrum der Einflussnahme des internationalen Bildungsfeldes. Obgleich sich die OECD in ihrer PISA-Studie bewusst von kulturellen Elementen distanziert und betont, sie könne eben nicht die einzelnen nationalen Traditionen berücksichtigen, werden genau diese Traditionen allein schon durch die Anlage der Studie zurückgedrängt und verlieren Legitimität. Ich kann leider nicht im Einzelnen auf die PISA-Studie und ihre Umsetzung eingehen, obgleich sich hier faszinierende Erkenntniswelten auftun. Nur soviel: Bei der PISA-Studie finden sich sämtliche Mechanismen zur Durchsetzung internationaler Regierungspraktiken und global festgelegter Deutungsmuster wieder, die zur Umstrukturierung nicht nur der internationalen, sondern auch der einzelnen nationalen Bildungsfelder vehement beitragen.

4. Schlussbemerkungen

Was zu analysieren bleibt, ist, was passiert, wenn diese Effekte der internationalen Ebene des Bildungsfeldes mit nationalen Traditionen zusammenkommen und sich dieser Crash in spannungsreichen Diskursen und Praktiken nationaler Bildungspolitik entlädt. Für Deutschland ist hier vor allem eine Front von PISA-Gegnern zu nennen, die sich teilweise in den Positionen der großen Vereine und Verbände widerspiegeln. Zu berücksichtigen ist, wie sich die föderal organisierte Grundstruktur und die über Jahrhunderte gewachsenen Bildungsinstitutionen als Bürgerinstitutionen mit humanistischem Bildungsideal durch die Konfrontation mit den Imperativen der IOs verändern und wie sich die Einflusspositionen der Akteure hier verändern. Hier kann schonmal soviel gesagt werden: So sicher ist die absolute Vereinheitlichung nationaler Bildungssysteme nicht – was allein schon an der Resistenz des dreigliedrigen Schulsystems veranschaulicht werden kann.

Entscheidend wird bei der Transformation übergreifender Ebenen das Handeln und die Position von Linkakteuren, die bewusste Transformationsarbeit leisten. Ein idealtypisches Beispiel für die Verlinkung der internationalen Ebene mit der nationalen Ebene Deutschland und verschiedensten regionalen Ebenen ist die Bertelsmann Stiftung bzw. der

Bertelsmann Konzern. Bertelsmann – ein Konzern- und Stiftungsriese mit immensem Einfluss im In- und Ausland – hat als bewusster Teilnehmer und Unterstützer der IOs am Vorantreiben neuer Bildungspolitik mitgewirkt und sorgt über zahlreiche Projekte, Politikberatungsaktivitäten, vertragliche Bindungen etc. dafür, dass die neue Ideologie bis in die Ebene der Einzelschule diffundiert (vgl. Wernicke/Bultmann 2007, Bauer 2007, Lohmann 2007). Man sieht, es lohnt sich, ins Detail zu gehen.

Insgesamt möchte ich durch mein Projekt ein reflexives Bewusstsein dafür schaffen, wie sich Deutungsmuster zum Verständnis von Bildung aktuell global und in Deutschland darstellen sowie anhand dieses Beispiels auch zeigen, wie sich semantischer und sozialer Wandel relational, prozesshaft und diskursiv vollzieht, welche Rolle Trägergruppen, Linkpersonen und Netzwerke spielen. Hierbei soll herausgestellt werden, welche Mechanismen Einfluss nehmen auf die semantische Legitimität bestimmter Bildungsvorstellungen.

Ich denke, ein solches Verständnis ist für die Bildungsforschung von wesentlich mehr Relevanz als dies bisher in eher unreflektierter Weise wahrgenommen wurde. Wenn wir eine Feldperspektive einnehmen, wie Bourdieu sie vorschlägt, verspricht dies einiges an Erkenntnisgewinn, was ein wirkliches Bewusstsein dafür schafft, wie die aktuellen Prozesse im Bildungssektor einzuordnen sind. Gerade aus einer solch soziologisch-konstruktivistischen Perspektive werden Lücken erhellt, die sonst gerne übersehen werden.

Literaturverzeichnis

- Bernhard, Stefan (2009): *Die Produktion von Inklusion – Zur Entstehung eines europäischen Feldes*. Dissertation im Veröffentlichungsprozess. Bamberg.
- Bourdieu, Pierre (1970): „Klassenstellung und Klassenlage“. In: Bourdieu, Pierre: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/Main, Suhrkamp: 42-74.
- (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/Main, Suhrkamp.

- (1985): „Sozialer Raum und Klassen“. In: Bourdieu, Pierre: *Sozialer Raum und Klassen. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*. Frankfurt/ Main, Suhrkamp: 9-46.
- (1991): „Das Feld der Macht und die technokratische Herrschaft. Loïc J.D. Wacquant im Gespräch mit Pierre Bourdieu anlässlich des Erscheinens von ‚La Noblesse d’État‘.“ In: Bourdieu, Pierre: *Die Intellektuellen und die Macht*. Hrsg. von Irene Dölling. Hamburg, VSA-Verlag: 67-100.
- (2001): *Das politische Feld – zur Kritik der politischen Vernunft*. Konstanz, UVK.
- (2004): *Der Staatsadel*. Konstanz, UVK.
- Braml, Josef (2006a): „Wissenschaftliche Politikberatung durch Think Tanks.“ In: Falk, Svenja, Dieter Rehfeld, Andrea Römmele und Martin Thunert (Hrsg.): *Handbuch Politikberatung*. Wiesbaden, VS Verlag: 255-267.
- (2006b): „Politikberatung amerikanischer Think Tanks“. In: Falk, Svenja, Dieter Rehfeld, Andrea Römmele und Martin Thunert (Hrsg.): *Handbuch Politikberatung*. Wiesbaden, VS Verlag: 563-575.
- Dale, Roger und Susan Robertson (2007): “New Arenas of Educational Governance – Reflections and Directions”. In: Martens, Kerstin, Alessandra Rusconi und Kathrin Leuze (alle Hrsg.): *New Arenas in Educational Governance. The Impact of International Organizations and Markets on Educational Policy Making*. Hampshire/ New York, Palgrave: 217-228.
- Drori, Gili S. W. Meyer, Francisco O. Ramirez und Evan Schofer (2003): *Science in the Modern World Polity*. Stanford, University Press.
- Falk, Svenja, Dieter Rehfeld, Andrea Römmele und Martin Thunert (2006): „Einführung: Politikberatung – Themen, Fragestellungen, Begriffsdimensionen, Konzepte, Akteure, Institutionen und Politikfelder.“ In: Falk, Svenja, Dieter Rehfeld, Andrea Römmele und Martin Thunert (Hrsg.): *Handbuch Politikberatung*. Wiesbaden, VS Verlag: 11-19.

- Finnemore, Martha (2001): "International Organizations as Teachers of Norms: The United Nations' Educational, Scientific, and Cultural Organization and Science Policy." In: Martin, Lisa L. und Beth A. Simmons (beide Hrsg.): *International Institutions. An International Organization Reader*. Cambridge/ London, MIT Press: 65-97.
- Fuchs, Eckhardt (2007): „Gouvernementaler Internationalismus und Bildung: Deutschland und die USA am Anfang des 20. Jahrhunderts.“ In: Schriewer, Jürgen (Hrsg.): *Weltkultur und kulturelle Bedeutungswelten. Zur Globalisierung von Bildungsdiskursen*. Frankfurt/ New York, Campus: 45-73.
- Jacobson, Harold K. (1984): *Networks of Interdependence. International Organizations and the Global Political System*. New York, Knopf: 3-18, 37, 50, 59-73, 77-98, 203-224, 225-271, 367-394.
- Kussau, Jürgen und Thomas Brüsemeister (Hrsg.) (2007): *Governance, Schule und Politik. Zwischen Antagonismus und Kooperation*. Wiesbaden, VS Verlag.
- Leuze, Kathrin, Kerstin Martens und Alessandra Rusconi (2007): "New Arenas of Educational Governance. The Impact of International Organizations and Markets on Education Policy Making." In: Martens, Kerstin, Alessandra Rusconi und Kathrin Leuze (alle Hrsg.): *New Arenas in Educational Governance. The Impact of International Organizations and Markets on Educational Policy Making*. Hampshire/ New York, Palgrave: 3-15.
- Martens, Kerstin, Alessandra Rusconi und Kathrin Leuze (alle Hrsg.) (2007): *New Arenas in Educational Governance. The Impact of International Organizations and Markets on Educational Policy Making*. Hampshire/New York, Palgrave.
- Merkens, Hans (2006): „Bildungsforschung und Erziehungswissenschaft.“ In: Merken, Hans (Hrsg.): *Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung*. Wiesbaden, VS Verlag: 9-20.
- Münch, Richard (2009): *Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA*, McKinsey & Co.. Frankfurt/ Main, Suhrkamp.

- Nordmann, Jürgen (2008): „Das Prinzip des Nichtwissens im Jahrhundert der Wissenschaft. Zum Verhältnis von Neoliberalismus und liberaler Wissenschaftstheorie.“ In: Butterwegge, Christoph, Bettina Lösch und Ralf Ptak (Hrsg.): *Neoliberalismus. Analysen und Alternativen*. Wiesbaden, VS Verlag: 111-131.
- Piaschinski, Sigrid (2009): *Macht, Glaube, Tradition – Der Wandel des Gymnasiums von 1800 bis PISA*. Hamburg, Verlag Dr. Kovac.
- Prenzel, Manfred (2006): „Bildungsforschung zwischen Pädagogischer Psychologie und Erziehungswissenschaft.“ In: Merkens, Hans (Hrsg.): *Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung*. Wiesbaden, VS Verlag: 69-79.
- Rizvi, Fazal und Bob Lingard (2006): “Globalization and the Changing Nature of OECD’s Educational Work”. In: Launder, Hugh, Philipp Brown, Jo-Anne Dillabough und A. H. Halsey: *Education, Globalization and Social Change*. Oxford, University Press: 247-260.
- Schofer, Evan (1999): “Science Associations in the International Sphere, 1875-1990: The Rationalization of Science and the Scientization of Society.” In: Boli, John und George M. Thomas (beide Hrsg.): *Constructing World Culture. International Nongovernmental Organizations Since 1875*. Stanford, University Press: 249-266.
- Weingart, Peter (2006): „Erst denken, dann handeln? Wissenschaftliche Politikberatung aus der Perspektive der Wissenschaftssoziologie.“ In: Falk, Svenja, Dieter Rehfeld, Andrea Römmele und Martin Thunert (Hrsg.): *Handbuch Politikberatung*. Wiesbaden, VS Verlag: 35-44.
- Zymek, Bernd (2009): Prozesse der Internationalisierung und Hierarchisierung im Bildungssystem. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 02/09: 175-193.



Forschende Frauen

Dieses Buch begleitet das gleichnamige Forschungskolloquium der Frauenbeauftragten der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Im Sommersemester 2008 ins Leben gerufen, bietet es seitdem jungen Wissenschaftlerinnen Gelegenheit, ihre Forschungsprojekte in der Universität unter Beteiligung der Öffentlichkeit vorzustellen und Vortragspraxis zu sammeln, sich zu vernetzen und die Vorträge zu publizieren.

An der Otto-Friedrich-Universität Bamberg gedeiht eine bunte Forschungslandschaft. Nachwuchswissenschaftlerinnen zeigen als forschende Frauen in den vielfältigsten Bereichen Engagement, Tatkraft und Profil.

In diesem Buch finden sich interessante Beiträge zur Verwendung von Sprichwörtern in der Argumentation (Hoffmann), zur Transformationalen Führung und Selbstdarstellung von Führungskräften (Riedelbauch), zum Bamberger Bürgerrecht im 17. und 18. Jahrhundert (Hörl), zur Rückkehrthematik in Bildungsromanen frankophoner Autorinnen (Brähler) und zur Transformation des Nationalen Bildungsfeldes als Folge von PISA (Piaschinski).

eISBN 978-3-923507-62-7

ISSN 1867-4852

16,50 €